DIE NEUEREN SPRACHEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN UNTERRICHT

IM ENGLISCHEN, FRANZÖSISCHEN, ITALIENISCHEN UND SPANISCHEN

Band XXXIV. *Juli-August 1926* *Heft 4.*

ZU FRANZ DÖRRS 75. GEBURTSTAG
(23. Juli 1926).

Hochverehrter und lieber Herr Geheimrat!

Wir sind glücklich, daß die herzlichen Wünsche, die wir Herausgeber der N. Spr. vor fünf Jahren an dieser Stelle für Sie aussprachen, sich erfüllt haben, daß Sie trotz allem Schweren, das Ihnen das Leben gebracht, rüstig weiter schaffen und an dem Werk von uns Jüngeren Anteil nehmen. Wenn Sie auch nur selten sich entschließen können, aus Heidelberg zu uns oder unseren Tagungen zu kommen, so bedeutet doch Ihr Rat und Ihr Wort und das Bewußtsein, daß Sie an unserm Denken und Sorgen teilnehmen, uns viel. Das ist Ihrem Nachfolger im Amt und in der Leitung von Schulangelegenheiten in den N. Spr. jetzt wieder so recht deutlich zum Bewußtsein gekommen, als wir uns zur Düsseldorfer Tagung rüsteten. Ich gedachte, als ich die Aufforderung erhielt, in Düsseldorf zu sprechen, jener glänzenden Zeiten des Höhepunktes unserer Verbandsarbeit, als Sie den Vorsitz übernahmen. Durch viele Gespräche seit meinem „Probejahr" bei Ihnen schon war ich in die Arbeit des Verbandes eingeführt worden, und es war mir klar, daß, wenn Sie und ihre nächsten Freunde, die auch die Führer im Kampf um die Neugestaltung des deutschen Schulwesens — das, nicht nur Führer der „Reform" wollten Sie sein – auch nicht den Vorsitz tatsächlich führten, Sie doch seine wirklichen Leiter waren. Die Führer sind leider nicht ganz erkannt worden in ihrer wirklichen Bedeutung, weil sie es nicht unternommen haben, ihre Gedanken in zusammenfassender Darstellung den Jüngeren zu hinterlassen; aber als Sie dann tatsächlich von der geistigen Leitung zurücktraten, da wurde es offenbar, was wir verloren hatten. Wohl sind auch

nach 1918, als wir an die Schaffung des Neuen, das Sie geplant, herangingen, Männer in unseren Reihen erstanden, die der großen Aufgabe sich gewachsen zeigten. Aber was uns fehlt, ist die Zusammenfassung dieser führenden Schicht unter den jüngeren Neuphilologen zu einem miteinander schaffenden Kreis von Männern, wie Sie und Ihre Freunde es waren. Wir neuen Herausgeber der von Ihrem alten Freunde Wilhelm Viëtor begründeten Zeitschrift haben versucht, die führenden Männer unseres Faches in unserer Zeitschrift zu vereinigen, so in Ihrem Geiste weiterzuschaffen; aber es ist klar geworden, daß das nicht genügt, es bedarf unser Verband einer strafferen Organisation, einer Spitze, wo alle Fäden zusammenlaufen, von wo Richtung und Ziel der Arbeit der nächsten Jahre ausgeht. Daß es an Arbeit nicht fehlt, ist sicher, gilt es doch, das Haus, das so stolz nach außen errichtet worden ist, auch zugänglich zu machen, die Wege zu ebnen, das Innere wohnlich auszugestalten, damit es nicht kalte Pracht atme, sondern wohnliche Wärme ausstrahle. Ich glaube, ich habe in Düsseldorf in Ihrem Geist gesprochen, wenn ich in diesem Sinne gewirkt habe. Möchten wir bei der Ausgestaltung Ihres erfahrenen Rates uns noch lange erfreuen dürfen, möchten Ihnen noch Jahre in Gesundheit beschieden sein, in denen Sie weiter wie bisher an unserm geistigen Leben und dem Ringen unserer Zeit um die Wiederaufrichtung des deutschen Volkes teilnehmen können!

Mit herzlichen Grüßen in alter Verehrung im Namen des Verlags und der Herausgeber der Neueren Sprachen

stets Ihr

Theodor Zeiger.

DIE GRENZEN DES NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHTS.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand des neusprachlichen Unterrichts in Deutschland betrachtet, so ist der erste Eindruck der einer fast unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeit. Die durch den Krieg geschaffene Krise scheint überwunden und die vor seinem Ausbruch begonnene Siegeslaufbahn unaufhaltsam fortzuschreiten. Dahin weist schon seine äußere Ausdehnung. Ist doch die Zahl der sich um die Erlernung lebender Fremdsprachen Bemühenden in beständiger Zunahme begriffen. Die

realen höheren Lehranstalten haben sich gegenüber den gymnasialen auch in den letzten Jahren ständig vermehrt, und dieser Prozeß scheint seinen Höhepunkt noch nicht überschritten zu haben. Dazu kommt, daß der neusprachliche Unterricht durch die neuerdings zu hohen Aufgaben berufenen preußischen Mittelschulen immer tiefer in Bevölkerungschichten eindringt, die ihm bisher fast verschlossen waren, und daß in diesen Volkskreisen selbst viele Erwachsene das in der Jugend Versäumte durch Teilnahme an Volkshochschulkursen nachzuholen suchen. Durch nichts wird aber die Veränderung der Lage gegenüber der Vorkriegszeit vielleicht besser beleuchtet als durch die Tatsache, daß in Zukunft die Kenntnis fremder Sprachen und von ihnen vorwiegend der lebenden, unter den Lehrern keineswegs ein Privilegium der Philologen sein wird, sondern daß alle Volkserzieher dadurch, daß sie nunmehr ihre Schulbildung auf höheren Lehranstalten empfangen, einen Teil ihrer Bildung ihnen verdanken und das so erworbene Wissen mittelbar auf die gesamte Jugend ausstrahlen lassen werden. Damit haben wir einen Horizont äußerer Geltung erreicht, den vor einem Menschenalter die kühnsten Reformer kaum zu erhoffen gewagt hätten.

Parallel dieser zahlenmäßigen Ausdehnung des Einflusses der neueren Fremdsprachen auf die Volksbildung läuft ein zweiter, mit ihm zusammenhängender Vorgang: Die Heranziehung anderer moderner Idiome neben dem bis vor kurzem fast allein herrschenden Französischen und Englischen. Ja wir sehen die Pfähle so weit gesteckt, daß kaum einem der europäischen Kulturvölker der Eintritt in unsere Schulen verwehrt bleibt.

Wenden wir nun unseren Blick von der äußeren Entwicklung auf die Entfaltung der im neusprachlichen Unterricht ruhenden i n n e r e n Kräfte, so sprechen auch hier manche Anzeichen für einen Aufstieg zu bisher ungeahnten Höhen. Zwar hat die Neuzeit für einige Gruppen an höheren Schulen den Begriff der Randstellung geschaffen, aber der dadurch etwa entstehende Verlust wird mehr als ausgeglichen durch die Aufstellung eines früher unbekannten Schultyps, dem die besondere Pflege der lebenden Fremdsprachen obliegt, des westeuropäischen Gymnasiums. Wichtiger noch als dies ist eine allgemeine Vertiefung der dem neusprachlichen Unterricht zugedachten Aufgabe. Nach dem Vorbilde des Neuhumanismus, der vor hundert

Jahren der gymnasialen Bildung das Ziel setzte, durch die Beschäftigung mit Sprache und Schrifttum der Griechen und Römer die Schüler in den Geist der Antike einzuführen und dadurch ihr eigenes Wesen zu veredeln, ist die bescheidene Forderung der ersten Generation neuphilologischer Reformer nach größerer Berücksichtigung der Realien während des Weltkrieges zum Ruf nach Auslandskunde geworden und hat sich in unseren Tagen zu dem Kulturgedanken gesteigert, von dem neben der besseren Kenntnis des fremden Volkstums eine starke Wirkung auf das seelische Verhältnis der deutschen Jugend zur gesamten Umwelt jenseits der Landesgrenzen erhofft wird.

Sieht man als die notwendige Voraussetzung einer solchen Tiefenwirkung eine ihr entsprechende Vorbildung der Lehrer an, so ist auch diese Bedingung, wenigtens soweit die Universität dafür in Frage kommt, erfüllt. Denn es bedarf wohl keines ausführlichen Beweises, daß die Erforschung der fremden Sprachen und des in ihnen sich ausdrückenden Kulturgehalts während der jüngsten Vergangenheit ganz neue Bahnen eingeschlagen und ihren Jüngern den Zugang zum innersten Wesen der anderen Völker eröffnet hat. Auf derselben Höhe steht endlich die Theorie der Lehrkunst, welche die Brücke schlägt zwischen den wissenschaftlichen Studien der Lehrer und der Vermittlung dieses Wissens an die Schüler. Können doch die Neuphilologen mit Stolz darauf hinweisen, daß die Didaktik und Methodik der von ihnen vertretenen Fächer an Gründlichkeit und Tiefe allen verwandten Lehrgegenständen als Muster dient.

Somit scheint die jetzige Lage des neusprachlichen Unterrichts, nach außen und innen betrachtet, gesicherter und aussichtsreicher als je zuvor zu sein; und es ist zu verstehen, wenn seine Vertreter im Hochgefühl der ihnen zufallenden Aufgabe sich beglückt und vor vielen Amtsgenossen bevorzugt fühlen. Eine solche Stimmung kann zwar die Leistung und damit den Erfolg der Berufsarbeit steigern, sie birgt aber auch die Gefahr in sich, zur Überschätzung der eigenen Fähigkeiten und beim Ausbleiben der erwarteten Wirkungen zu schweren Enttäuschungen und zur Mutlosigkeit zu führen. Es ist deshalb die Pflicht aller durch lange Erfahrung gereiften Führer, die mitstrebenden und unter ihnen vor allem die jüngeren Berufsgenossen zur Besonnenheit im Urteilen und zum Maßhalten im

Fordern von sich und ihren Zöglingen zu mahnen. Dies hier zu tun, habe ich mir vorgesetzt, und zwar will ich zuerst von den Schwierigkeiten sprechen, die uns durch die Schüler erwachsen, und im Anschluß daran von denen, die in uns Lehrern selbst liegen.

Bei der Betrachtung der Jugend wende ich mich zunächst einem Gebiet zu, auf dem sich in letzter Zeit starke Verschiebungen vollzogen haben, und das daher besondere Berücksichtigung verdient, ich meine *die innere Einstellung der Jugend als Masse* zum neusprachlichen Unterricht. Die früheren Lehrergenerationen haben diese Frage kaum beachtet. Sie ließen sich bei ihren Anforderungen hauptsächlich von den objektiven Werten leiten. Erst die neuere Psychologie hat uns einen richtigen Begriff von der Bedeutung des subjektiven Verhaltens der zu Erziehenden zum Bildungsstoff gegeben, und die Jugendbewegung hat durch ihre ablehnende Haltung gegenüber allem, was ihrem natürlichen Wachstum zuwiderzulaufen scheint, diese unsere Erkenntnis zu der Überzeugung verstärkt, daß guter Wille und Liebe zur Sache auf Seiten der Schüler die wichtigsten Hebel zum Erfolg der Lehrer sind. Welches ist nun heute die geistige Lage der deutschen Jugend als Gesamtheit im Verhältnis zu den neueren Fremdsprachen? Der Ausgang des Krieges mit seinen schweren politischen und wirschaftlichen Opfern hat die eigentümliche, von unseren Gegnern sicherlich nicht beabsichtigte, Folge gehabt, daß die in dem Volkskörper vorhandene und ihrem Wesen nach unzerstörbare geistige Kraft, von einer Betätigung nach außen so gut wie abgeschnitten, sich mit voller Wucht nach innen gewandt und hier eine Hochspannung hervorgerufen hat, wie keine frühere Epoche unserer Geschichte sie aufweist. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern, erinnere ich daran, daß die ganze Fülle männlicher Intelligenz und Energie, die früher durch Heer und Flotte verbraucht wurde, jetzt notgedrungen gewerblichen, wissenschaftichen und künstlerischen Zwecken dient. Mehr als die übrigen Volksschichten ist die deutsche Jngend von diesem Wandel des Geschicks betroffen. Nie vorher haben wir einen solchen Andrang zum Hochschulstudium und in Verbindung damit zu den höheren Lehranstalten erlebt, nie einen solchen Arbeitswillen der Jugend. Dies kommt auch den neueren Sprachen zugute, die, abgesehen von ihrem idealen Bildungswert, für die höheren Berufe ein fast unentbehrliches Mittel zum wirtschaft-

lichen Erfolge sind. Aber es liegt doch gerade bei ihnen, im Unterschied von den übrigen Lehrgegenständen, eine Reihe von Hemmungen besonderer Art vor. Uns allen am bekanntesten ist die durch den Krieg hervorgerufene, mehr auf dem Gefühl als auf klarer Erkenntnis beruhende Abneigung unserer Jungen und Mädchen gegen jede eindringliche Beschäftigung mit Sprachen und Schrifttum unserer Feinde, die erst dann ganz verschwinden kann, wenn mit dem Gedanken der Völkerversöhnung Ernst gemacht wird durch Beseitigung der Schranken, die heute noch zwischen uns und einem großen Teile der übrigen Welt aufgerichtet sind. Damit fiele auch ein zweites Hemmnis, das sich dem Streben unserer Schüler nach sprachlicher Bildung entgegensetzt, das ist die Behinderung der praktischen Ausnutzung des auf der Schule erworbenen Sprachkönnens durch Reisen, Studien und Erwerbstätigkeit im Auslande. Die im vorstehenden geschilderte, mit dem Gang der äußeren Politik zusammenhängende Herabminderung des Interesses wird verstärkt durch Strömungen, die aus unserer inneren deutschen Entwicklung stammen. Schon vor dem Kriege hat unsere Jugend, zum Bewußtsein des eigenen Wesens erwacht, begonnen, sich gegen die Überladung ihres geistigen Besitzes mit fremden Kulturstoffen aufzulehnen. Dieser durch das Erleben des letzten Jahrzehnts beschleunigte Prozeß richtet sich in erster Linie gegen alles Historische und damit gegen den altsprachlichen Lehrbetrieb. Aber auch die neueren Sprachen werden dadurch in ihrem herkömmlichen Bestande bedroht. Unsere Schüler sind kritischer, mißtrauischer geworden gegen alles, was nicht aus ihnen selbst fließt oder, sofern es sich um objektive Werte handelt, doch wenigstens einem stark empfundenen inneren Bedürfnis entspricht. Soweit ihre Kraft nicht durch Sport und Spiel, durch Kunstpflege und Gemeinschaftsleben beansprucht wird, wenden sie sich in der Mehrzahl nur drei geistigen Stoffgebieten zu, den Weltanschauungsfragen, dem Deutschen, und zwar auch hier unter möglichster Ausschaltung alles Systematischen und Historischen, und endlich, soweit die männliche Jugend in Betracht kommt, den Naturwissenschaften mit Einschluß der Technik. Gemessen an diesem Tatbestand ist die Idee der deutschen Oberschule ebenso wie die Neuordnung der Oberrealschule in Preußen gesund. Dagegen wird das westeuropäische Gymnasium, jugendpsychologisch bebetrachtet, voraussichtlich einen schweren Stand haben. Aller

neusprachliche Unterricht aber, möge es sich um eine Schulart handeln, um welche es wolle, sollte diesem durch die Zeitverhältnisse geschaffenen seelischen Zustand der Jugend, sei es nun bei der Festsetzung der Lehrziele oder bei der Auswahl und Behandlung der Stoffe, Rechnung tragen.

Neben diese Berücksichtigung der massenpsychologischen Vorgänge muß als zweiter Gesichtspunkt für die Bestimmung der subjektiven Leistungsgrenze der Schülerschaft im neusprachlichen Unterricht eine über das bisher übliche Maß weit hinausgehende Beachtung der in ihren verschiedenartigen Gruppen vorhandenen *wesenhaften Unterschiede der Anlagen und der Bildungsbedürfnisse* treten. Die ganze moderne Kulturentwicklung drängt dahin, diese natürliche Gliederung zu mißachten, und Deutschland im besonderen neigt unter dem Einfluß außen- und innenpolitischer Dinge dazu, die Bahn der bei ihm an und für sich stärker als bei anderen Völkern hervortretenden Individualisierung des geistigen Lebens zu verlassen und einer verderblichen Gleichmachung zu verfallen. Allerdings hat bei uns sehr bald eine Gegenströmung eingesetzt, und so sehen wir denn, wie jetzt überall innerhalb der Volksgemeinschaft die Sondergruppen ihre Ansprüche geltend machen: Die Länder gegenüber dem Reich, die Kirchen in ihrem Verhältnis zum Staat, die Stände, wirtschaftlichen Verbände und Städte in ihrer Stellung untereinander und zum Ganzen. Auch die Jugendbildung ist von dieser Gefahr einer zu weit gehenden Vereinheitlichung bedroht, und wohl keines ihrer verschiedenen Teilgebiete mehr als der neusprachliche Unterricht, und zwar darum, weil seine Problematik reicher und verwickelter ist als die der meisten übrigen Lehrfächer. So ist es denn an der Zeit, uns der Unterschiede in der Struktur unserer Schülerschaft klar bewußt zu werden. Jeder Lehrer ist mit der auf natürlichen Voraussetzungen beruhenden Einteilung aller Volksgenossen in Nieder-, Mittel- und Oberdeutsche vertraut, die von grundlegender Bedeutung für die Erlernung der modernen Fremdsprachen ist. Diese Differenzierung setzt sich, was in der Regel weniger beachtet wird, weiter fort nach Stammeszugehörigkeit, Siedlungsart und sozialer Schichtung. Es ist etwas anderes, ob unsere Schüler Ostpreußen oder Schleswig-Holsteiner, Thüringer, Westfalen oder Rheinländer, Bayern oder Württenberger sind; ob wir es mit Landbewohnern, Klein- oder Großstädtern zu tun haben; ob die Kinder geistig angeregten Familien mit ererbter Kultur ent-

stammen oder nicht; ganz zu schweigen von den über alle diese Gegensätze hinausragenden Unterschieden der persönlichen Begabung. Denken wir ferner an die Entwicklung jedes einzelnen Schülers, so spielen die Altersstufen kaum in einem anderen Fache eine so große Rolle wie im neusprachlichen Unterricht. Endlich zerfällt die gesamte Jugend, von einem neuen Gesichtspunkt aus gesehen, in zwei Lager, zwischen denen es keine volle Gütergemeinschaft geben kann: die Schüler und die Schülerinnen. Von Haus aus ist die Lehrerschaft zwar geneigt, die besondere Veranlagung dieser beiden Gruppen nach Gebühr zu berücksichtigen, aber das in neuerer Zeit immer stärker werdende Bestreben, die naturgegebenen Grenzen im geistigen Leben der Geschlechter zu verwischen, zwingt dazu, auf den Schaden, der dadurch vor allem den Mädchen erwachsen muß, mit allem Nachdruck hinzuweisen. Wir können weder von den Schülern die Anpassungsfähigkeit der Sprachorgane, die Beweglichkeit, das Sprechbedürfnis, das Einfühlungsvermögen, das Temperament, die Phantasiefülle, die Empfänglichkeit für die ästhetischen und die Gemütswerte, und selbst die Gewissenhaftigkeit im kleinen und den Lerneifer verlangen, die wir bei den Schülerinnen zu finden gewohnt sind, noch andererseits von diesen erwarten, daß sie an Gründlichkeit, an wissenschaftlichem Ernst, an logischer Erfassung der Zusammenhänge, an Verständnis für philosophische, historische und kulturelle Fragen ihren männlichen Kameraden gleichkommen.

Das in meinen bisherigen Ausführungen entworfene Bild vom geistigen Zustand der deutschen Jugend als einer homogenen Masse auf der einen und eines vielgegliederten Organismus auf der anderen Seite ergibt nun eine Fülle fruchtbarer Gesichtspunkte für eine vernunftgemäße Einrichtung des neusprachlichen Unterrichts.

Als erstes werde das Problem der *Lehrpläne* behandelt. Wollte man etwa versuchen, es entsprechend dem Schlagwort von der Kulturpolitik des Reiches einheitlich für ganz Deutschland zu lösen, so würde ein solches Unterfangen ohne weiteres an der geschilderten Verschiedenartigkeit der Schülerschaft scheitern. Aber auch die großen Länder, unter ihnen an erster Stelle Preußen, können eine solche Aufgabe nur erfüllen bei sorgfältiger Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse der mannigfachen Interessengruppen der jugendlichen Menschen. Ein Schritt auf diesem Wege ist das neuerdings von der preußischen Regierung

eingeschlagene Verfahren, als allgemein verbindlich nur gewisse Richtlinien aufzustellen und die Ausarbeitung eingehender Lehrpläne den einzelnen Anstalten zu überlassen, wobei freilich Zweifel aufkommen können, ob die ministeriellen Vorschriften in ihrer vorliegenden Gestalt den Schulen tatsächlich genügende Bewegungsfreiheit lassen. Jedenfalls hat aber, und das ist ein großer Fortschritt gegen früher, der Lehrkörper jeder höheren Lehranstalt durch die neueren preußischen Richtlinien grundsätzlich die ebenso verantwortungsvolle wie dankbare Aufgabe erhalten, die Forderungen der Schule den Kräften und Neigungen der sie besuchenden Schüler anzupassen.

Fast ebenso wichtig wie die Lehrplan- ist die *Lehrbuchfrage.* Die überaus hohe Zahl der in letzter Zeit erschienenen neueren Werke auf diesem Gebiete läßt auf einen Reichtum schließen, mit dem jedes jugendliche Bedürfnis befriedigt werden kann. Immerhin sind auch hier noch Gefahren vorhanden. Die eine ist das immer weitere Kreise, namentlich der Frauenwelt, ergreifende Bestreben, unter Mißachtung der weiblichen Eigenart die für Mädchen bestimmten Bücher denen der Knaben anzugleichen oder sogar an beiden Schularten dieselben Werke zu benutzen. Die zweite Gefahr sehe ich in der übertriebenen Zentralisierung der Prüfung und Genehmigung der Lehrbücher, die in Preußen vor ein bis zwei Jahrzehnten eingesetzt und jetzt einen Grad erreicht hat, der mir mit dem liberalen Geist der ministeriellen Lehrpläne im Widerspruch zu stehen scheint. Möchte es der neuphilologischen Lehrerschaft gelingen, auch dies Hindernis aus dem Wege zu schaffen und in der Lehrbuchfrage eine Bewegungsfreiheit zu erhalten, die der Besonderheit jeder Schule zu ihrem vollen Rechte verhilft.

Lehrpläne und Lehrbücher sind mitbestimmend für den Unterricht; die eigentliche Entscheidung über seinen Wert liegt indes in der Art des Gebrauchs, den die Lehrer von beiden machen. Die deutsche Neuphilologenschaft hat nun von jeher auf den methodischen Ausbau ihres Faches den größten Wert gelegt. Mit welchem Erfolge, zeigt nicht nur die gegenwärtige Blüte des neusprachlichen Unterrichts, sondern auch die Tatsache, daß in der Praxis ebenso wie in der Theorie das von ihr angewandte Lehrverfahren nach verschiedenen Richtungen für andere Lehrgegenstände vorbildlich geworden ist, so vor allem die Durchführung des Gedankens des Arbeitsunterrichts. Aber gerade diese Höhe der von der Lehrerschaft erwarteten

Leistungen hat allmählich zu einer Überspannung der Anforderungen geführt, die bei der geschilderten Einstellung der Jugend zur Schule um so gefährlicher wirkt, als auch die Ansprüche der übrigen Lehrgegenstände im Laufe der letzten Jahre eher vermehrt als vermindert worden sind. Als erstes Teilstück werde der freie mündliche und schriftliche Gebrauch der Sprache behandelt. Noch weniger als früher sollte heute das Schlagwort von der *Beherrschung einer Fremdsprache* angewendet werden, da, auch abgesehen von der Unmöglichkeit, dies fertig zu bringen, wenn nicht gleichzeitig auf die volle Gewalt über die Muttersprache verzichtet wird, unsere Schüler weder gewillt noch fähig sind, eine solche Höchstleistung auch nur annähernd zu vollziehen. Wir müssen uns mit weit bescheideneren Anforderungen begnügen und dürfen selbst da, wo die neueren Sprachen zu den meistbegünstigten Fächern gehören, etwa nur von einem Maße des Sprachkönnens reden, das die jungen Menschen befähigt, einen schwierigeren Schriftsteller zu verstehen, dem gesprochenen Wort des Ausländers zu folgen und endlich mündlich und schriftlich eine einfache Gedankenreihe in dem fremden Idiom auszudrücken. In diesem Sinne ist es als ein großer Fortschritt anzusehen, daß der *fremdsprachliche Aufsatz* als Reifeprüfungsleistung bei den realen Vollanstalten fortgefallen und durch die freie Wiedergabe eines vorgelesenen Textes ersetzt worden ist. Nur sollten die Lehrer sich bewußt bleiben, daß Art und Schwierigkeit der Vorlage dem eigentümlichen Charakter der jeweiligen Schülerschaft angepaßt werden muß, wobei von besonderer Wichtigkeit die Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Psyche ist. Dasselbe gilt auch für den *mündlichen* Teil des praktischen Sprachunterrichts. Ich will dies erläutern an seinem Kernstück, der *direkten Methode.*

Über ihre Berechtigung im allgemeinen brauche ich hier kein Wort zu verlieren, nachdem sie durch die preußischen Richtlinien ihre amtliche Weihe erhalten hat. Aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß sie, wenn nicht eine neue Krise heraufbeschworen werden soll, mit größtem pädagogischen Takt gehandhabt werden muß. Übereinstimmung herrscht wohl über den Grundsatz, daß sie nur soweit anzuwenden ist, als wertvolle Inhalte nicht darunter leiden. Dagegen fehlt es den Lehrern häufig an dem nötigen Verständnis für die im Wesen der Schülerschaft liegenden Schwierigkeiten. So wird leicht

übersehen, daß die Beweglichkeit und der Drang, sich mitzuteilen, durch die Pubertätsentwicklung eine oft bis zum Widerwillen sich steigernde Abschwächung erfährt, die dann auf der Oberstufe selten ganz überwunden, ja manchmal durch tiefer liegende Gründe noch gesteigert wird. Wo eine Fremdsprache erst auf der Mittel- oder sogar der Oberstufe einsetzt, kann dies unter Umständen zu einem fast vollständigen Verzicht auf den mündlichen Gebrauch des fremden Idioms durch die Schüler zwingen. Für keine Seite des neusprachlichen Unterrichts sind ferner die Stammeszugehörigkeit und die sozialen Verhältnisse des Elternhauses von größerer Bedeutung als für die direkte Lehrmethode. Dies wird historisch durch die Tatsache beleuchtet, daß die Reformschule zwar in einer norddeutschen Stadt (Altona) durch einen Niederhessen begründet, aber erst in einer geistig hervorragend angeregten Großstadt Mitteldeutschlands (Frankfurt a. M.) zur Blüte gelangt ist, dagegen in Nieder- und Oberdeutschland, wie allgemein an kleineren Orten, nur schwer Fuß gefaßt hat. Schließlich hängt der Erfolg dieses Lehrverfahrens auch im hohen Maße davon ab, ob wir es mit Knaben oder Mädchen zu tun haben. Das weibliche Geschlecht eignet sich seiner ganzen körperlichen und geistigen Veranlagung noch mehr dafür als das männliche. Darin wird sich auch in Zukunft nichts ändern, und wir tun gut, uns mit unseren Anforderungen und Urteilen auf diese nun einmal vorhandenen Unterschiede einzustellen.

Während das Verhältnis der Jugend zur Einführung in den praktischen Gebrauch der Fremdsprache ein buntbewegtes Bild darbietet, liegt die Gefahr bei der *wissenschaftlichen Seite* des neusprachlichen Unterrichts mehr in einer *allgemeinen* Überschätzung der Leistungsfähigkeit unserer Schüler, obwohl auch hier die Altersstufen sowie die Unterschiede der Geschlechter und der soziologischen Voraussetzungen mitsprechen. An sich ist zwar das seit der Jahrhundertwende einsetzende und im letzten Jahrzehnt besonders stark betonte Bedürfnis nach Vertiefung des Sprachunterrichts als ein Fortschritt anzuerkenen. Aber der dem Deutschen im besonderen Maße eigene Sinn für Gründlichkeit und Systematik hat zur Übertreibung des gesunden Grundsatzes geführt. Das beweisen die von den Regierungen erlassenen neuen Lehrpläne und die an sie anknüpfenden öffentlichen Erörterungen der einschlägigen Fragen. Da diese Bewegung uns allen vertraut ist, kann ich darauf verzichten, sie im einzelnen darzustellen. Ich will aber nicht unterlassen, wenigstens davor zu warnen,

in der Begeisterung für eine gute Sache die durch das Wesen der Dinge gezogenen Grenzen zu überschreiten. Zunächst ein Wort über den theoretischen *Sprachunterrricht als solchen.* Gewiß ist es ein löbliches Unternehmen, ihn durch geschichtliche und psychologische Hinweise und durch Verknüpfung mit dem schon vorhandenen Sprachkönnen zu vergeistigen. Aber dies Streben darf doch nicht dazu verführen, die Schule, und sei es auch ihre Oberstufe, in ein Philologisches Seminar zu verwandeln. Wenn die ältere Generation der neuphilologischen Reformer das Wort Natur als Kampfruf gegen die alte Methode gebrauchte, so wollte sie damit vor allen Dingen sagen, daß die Erlernung des fremden Idioms, genau wie die der Muttersprache, im wesentlichen kein rationaler, sondern ein auf Erfahrung, Einfühlung und Übung beruhender Vorgang sei. Wenn schon bei den gebildeten Frauen und Männern eines Volkes die Beherrschung der Muttersprache aus ganz anderen Quellen fließt als aus grammatischen, sprachwissenschaftlichen und etymologischen Kenntnissen, so wollen wir auch unserer Jugend, die doch mehr nach Bildung als nach Gelehrsamkeit strebt, bei ihrer Beschäftigung mit den Fremdsprachen Umwege ersparen, die wenig Erfolg versprechen und ihr die Freude an der Arbeit leicht verderben könnten.

Noch größer als bei der Beschäftigung mit der Sprachform ist die Gefahr einer Überschätzung des jugendlichen Fassungsvermögens gegenüber den durch die Sprache vermittelten *inhaltlichen Werten.* Davon sei nun die Rede. Eins der Kennzeichen der Nachkriegszeit ist der schwärmerische Glaube an die Wirkungen des *Kulturgedankens,* und die Wellen dieser allgemeinen Strömung haben unser ganzes Bildungswesen überschwemmt. Die neuen preußischen Richtlinien sind von ihm beherrscht; und so ist er denn auch in den neusprachlichen Unterricht eingedrungen und hat hier nicht nur den praktisch-wirtschaftlichen Gesichtspunkt, sondern auch das literarisch-aesthetische Bildungsideal in den Hintergrund gedrängt. Gleichzeitig hat aber eine heftige Gegenbewegung eingesetzt, die von hervorragenden Vertretern der Wissenschaft und der Pädagogik getragen wird. Wir sehen uns also in dieser bedeutungsvollen Frage gegenwärtig einem ungelösten Problem gegenüber. Meine Aufgabe kann es in diesem Zusammenhange nicht sein, das Für und Wider eingehend zu erörtern, sondern nur kurz auf die Bedenken aufmerksam zu machen, die gegen eine zu starke Betonung des Kulturunterrichts sprechen. Liegt schon eine Über-

spannung in der hemmungslosen Zulassung bisher wenig oder gar nicht berücksichtigter moderner Fremdsprachen in unsere höheren Schulen, und sei es auch nur in Gestalt wahlfreien Unterrichts, so genügt ein Hinweis auf die fast unübersehbare Masse von Schulausgaben französischer und englischer Werke und von populären Schriften über Geschichte und Gegenwartskultur dieser Völker, um das Gespenst der stofflichen Überbürdung unserer Jugend in greifbare Nähe zu rücken. Ein wegen seiner moralischen Nebenwirkungen noch schlimmerer Mißstand ist die verfrühte Beschäftigung mit schweren politischen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Fragen, für die der jugendliche Geist noch nicht reif ist. Endlich wäre es tief zu beklagen, wenn durch die Bevorzugung kulturkundlicher Werke die bisher im Vordergrund des Interesses stehende schöne Literatur vernachlässigt oder wenn gar die Lektüre der über Zeit und Raum hinausragenden Kunstschöpfungen des fremden Volkes für die Gewinnung kulturhistorischer Kenntnisse ausgebeutet würde.

Nachdem im vorstehenden die Jugend hinsichtlich ihrer Eignung für den neusprachlichen Unterricht zu Worte gekommen ist, wollen wir uns nun darüber klar werden, *welche Schranken den Lehrern durch ihr eigenes Wesen und durch ihr Verhältnis zur Umwelt gesetzt sind.*

Ich bespreche zuerst die durch die *persönliche Veranlagung* gezogenen Grenzen. Während diese bei den Schülern eine gegebene Größe ist, da sie ja doch in der Regel keine Wahl haben, ob sie an diesem Lehrgegenstande teilnehmen wollen oder nicht, können von den Lehrern die für den neusprachlichen Unterricht wenig veranlagten Persönlichkeiten von vornherein ausgeschaltet werden. Wie die Erfahrung lehrt, ist dies aber bisher durchaus nicht in dem wünschenswerten Maße geschehen, wodurch sich ein wesentlicher Teil des Mißerfolges dieses Unterrichtsfaches erklärt. Wir sehen zwar, wie heute Innungen und Fabriken kaum noch Lehrlinge aufnehmen, ohne sie auf ihre Eignung gründlich untersucht zu haben. Auf geistigem Gebiete dagegen beschränkt sich die *Berufsberatung* fast auf die mit der Wahl verknüpften wirtschaftlichen Fragen. Unsere Universtäten sind gezwungen, jeden, der die Reifeprüfung bestanden hat, zu beliebigen Studien, und damit auch zu dem der neueren Philologie, zuzulassen, mögen seine Kenntnisse in den modernen Sprachen auch noch so dürftig sein,

ganz zu schweigen von den sonst zu erfüllenden Vorbedingungen eines erfolgreichen Studiums. So lange dies nicht geändert ist, sollte wenigstens die Schule alles tun, was in ihrer Macht steht, um durch Beratung und Warnung ungeeignete Elemente von diesem Fach abzuschrecken; und die Universitätslehrer müßten, wenn es ihnen nicht gelingt, die nun einmal in diese Laufbahn eingetretenen Studenten von der Aussichtslosigkeit ihres Beginnens zu überzeugen, durch die Höhe der Prüfungsanforderungen die Unfähigen ausscheiden. So verschiedenartig auch die neusprachlichen Lehrer je nach ihrer Veranlagung ihren Beruf auffassen mögen, so sind doch an jeden von ihnen gewisse Mindestanforderungen zu stellen. Diese Voraussetzungen sind entsprechend dem dreifachen Ziel des Unterrichts: Die auf natürlicher Beschaffenheit der körperlichen Organe und geistiger Einstellung beruhende Fähigkeit, sich auf direktem Wege aufnehmend und wiedergebend leicht in eine lebende Sprache hineinzufinden, ferner die Neigung, sich mit sprachwissenschaftlichen und literarischen Problemen zu befassen, und endlich die nötige Weite des Gesichtskreises, um ein anderes Volk zu verstehen und zum eigenen in das richtige Verhältnis zu setzen. Eine an diese Vorbedingungen anknüpfende Berufsberatung ihres Nachwuchses ist eine Zukunftsforderung der Neuphilologen.

Wenn es nun aber auch gelingen mag, durch gewissenhafte Auslese und im Anschluß daran durch eine sorgfältige wissenschaftliche und pädagogisch-didaktische Ausbildung ein größeres Gleichmaß guter Leistungen in den höheren Schulen zu erzielen, so bleibt doch bei den Lehrern der neueren Sprachen eine Reihe von Hemmungen bestehen, die durch vernünftige Maßnahmen wohl abgeschwächt, aber niemals ganz beseitigt werden können. Soweit sie durch ihre eigene Wesenheit bestimmt sind, fließen sie aus denselben Quellen wie bei den Schülern. So wirkt die *Stammeszugehörigkeit* und der damit zusammenhängende Dialekt nicht nur bestimmend auf die Fähigkeit ein, die fremde Sprache lautrein aufzunehmen und wiederzugeben, sondern von ihr hängt auch die ganze Art der Gestaltung des praktischen Sprachunterrichts ab. Man braucht nur an die Abneigung des Durchschnittsengländers, sich in ein fremdes Idiom einzuleben, zu denken, um zu verstehen, daß auch die stammverwandten Niederdeutschen ähnliche innere Widerstände zu überwinden haben. Am meisten eignen sich trotz starker

phonetischer Schwierigkeiten die Bewohner der mitteldeutschen Gebiete für die erfolgreiche Anwendung der direkten Methode, weil sie das dafür unbedingt erforderliche Temperament und die nötige geistige Regsamkeit aufbringen, während die süddeutschen Stämme wiederum zu stark erdgebunden sind, um sich in dem fremden Element hingebend und frei zu bewegen. Eine nach diesem Gesichtspunkt aufgestellte Statistik würde wahrscheinlich ergeben, daß Mitteldeutschland weit mehr Neuphilologen hervorbringt als der Norden, und auch wohl der Süden. Nicht so tiefgehend, aber immerhin noch bedeutsam genug ist der Einfluß der *sozialen Verhältnisse* auf die Eignung für unseren Beruf. Wenn auch das eigentliche Talent unabhängig ist von Herkunft und Stand, so finden sich doch gerade *die* Eigenschaften, die für den Lehrer der neueren Fremdsprachen unentbehrlich sind, nämlich: Aufgeschlossenheit der Sinne, Gewandtheit und Beweglichkeit, Weite der Interessen leichter in den Familien mit vererbter Kultur, während andererseits materieller Besitz auch die erwünschte Möglichkeit gibt, durch Anschaffung der nötigen Hilfsmittel und durch Reisen seine Berufsbildung zu vertiefen. Der dritte für Art und Höhe der Leistung bestimmende Grund ist die *Geschlechtszugehörigkeit.* Ihre Wirkung ist einschneidender als die der beiden zuerst genannten Ursachen, ja man kann wohl sagen, daß sie geradezu zwei verschiedene Typen, den wissenschaftlich-theoretischen und den ästhetisch-praktischen, hervorbringt, die sich zwar nicht in jedem ihrer Vertreter klar und ungemischt ausdrücken, aber doch, wenn man die Durchschnittsleistung ansieht, deutlich erkennbar sind. Als Beweis für die Sonderbegabung der Männer verweise ich darauf, daß die Neuphilologie als Wissenschaft im wesentlichen ihr Werk ist, und daß sie auch fast die gesamte Schulbuchliteratur, mit Einschluß der für die Mädchen bestimmten, geschaffen haben. Im Einklang damit steht in der Unterrichtspraxis die stärkere Anlage und Neigung der Lehrer zum Systematischen, Historischen und Philosophischen. Als negativer Ausgleich für diese Tiefenwirkung ist der Mangel an Geschick im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache und ein geringeres Verständnis für die künstlerische Seite des Schrifttums und die Gemütswerte der fremden Kultur anzusehen. Die Frau dagegen ist durch ihren Sinn für Klang, Rhythmus und Stil, durch ihre Lebhaftigkeit und Mitteilsamkeit die geborene Vertreterin der direkten Methode. Ihr hat aber auch natürliche

Veranlagung im besonderen Maße die Gabe verliehen, die von ihr intuitiv erfaßten ästhetischen Werte der Texte den mit ihr gleichgestimmten Schülerinnen zu vermitteln und ihnen das fremde Volkstum gefühlsmäßig nahe zu bringen. Dafür müssen wir nun die Schwächen der weiblichen Eigenart in Kauf nehmen. Da es den Frauen, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, trotz aller gelehrten Kenntnisse nicht gegeben ist, schöpferisch an der Forschung mitzuarbeiten, so können sie auch im Sprach- und Sachunterricht wissenschaftlich nicht so in die Tiefe führen und darum auch nicht so stark auf die in ihren Zöglingen schlummernden produktiven Kräfte einwirken, wie der Durchschnitt ihrer männlichen Amtsgenossen. Glücklich die Schulen, an denen Männer und Frauen nebeneinander wirken und sich in ihrer Tätigkeit gegenseitig ergänzen.

Wenn Deutschland noch in derselben Lage wäre, wie in der Vorkriegszeit, so könnte ich hier die Schilderung der an der Person der Lehrer haftenden Schwierigkeiten abbrechen, aber in den letzten zwölf Jahren sind ihnen, von außen kommend, weitere Hemmnisse erwachsen, die zwar an sich nicht so folgenschwer sind wie die inneren, aber um ihrer Sinnwidrigkeit willen doppelt schwer empfunden werden. Da sie offen zutage liegen, so kann ihre Darstellung hier kurz sein. Das erste ist die *Überbürdung.* Diese hat schon vor einem Menschenalter mit dem Anwachsen des Einflusses der neuphilologischen Reformer eingesetzt, ist aber in Preußen erst in unseren Tagen durch das unglückliche Zusammentreffen der Erneuerung des gesamten Schulwesens mit dem wirtschaftlichen Tiefstand zu einer wirklichen Gefahr für die Arbeitskraft und -freudigkeit der Lehrerschaft geworden. Ihre gänzliche Beseitigung darf daher auch nur von einer Besserung der äußeren Verhältnisse des ganzen Volkes erwartet werden. Zur Milderung der Überbürdung können aber schon jetzt die Lehrer selbst dadurch beitragen, daß sie die oben geschilderten Leistungsgrenzen klar erkennen und ihre Ansprüche an sich und ihre Schüler darauf einstellen. Von den sonstigen Erleichterungen, die ein größeres Entgegenkommen der Landesregierungen und Stadtverwaltungen wohl schaffen könnte, scheint mir die wichtigste die Herabsetzung der Klassenfrequenzen zu sein, da es in der Tat auch bei größter Ökonomie der Kräfte unmöglich ist, den Anforderungen der neuen Lehrpläne an die Lehrer der lebenden Fremdsprachen gerecht zu werden, wenn in die unteren Klassen bis zu 55,

in die mittleren bis zu 44 und in die oberen bis zu 33 Schülern aufgenommen werden dürfen.

Der zweite, in seinen Wirkungen noch weit schlimmere, äußere Notstand ist der als Kriegsfolge eingetretene *Abschluß vom Auslande.* Man muß sich die idealen Verhältnisse, die vor dem Kriege in dem Verkehr der deutschen Neuphilologen namentlich mit den Ländern französischer und englischer Zunge herrschten, vor Augen halten, um die ganze Größe des Verlustes zu erkennen. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß ein längerer und wiederholter Aufenthalt im Auslande heute zu den Lebensnotwendigkeiten für jeden Lehrer der neueren Sprachen gehört, ohne den er die Pflichten seines Berufes nicht erfüllen kann. Dabei handelt es sich nicht in erster Linie um das von ihm verlangte Sprachkönnen, sondern mehr noch um die Kenntnis der Einrichtungen, Sitten und geistigen Strömungen des fremden Volkes, die nur an Ort und Stelle erworben werden kann. So schmerzlich dieser Zustand für die gegenwärtige Generation aber auch ist, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß er einmal überwunden werden wird. Eine völlige Ausheilung des Risses, der uns heute noch gerade von den für unsere Kulturentwicklung entscheidenden Ländern trennt, wird freilich erst eine ferne Zukunft bringen. Aber wir sind doch schon auf dem Wege der Besserung, und ich will damit schließen, anzudeuten, was in der Zeit nach Beendigung des Krieges schon geschehen ist, und was gegenwärtig geschehen sollte, um die Verbindung mit dem Auslande wieder herzustellen. Es liegt nun nicht etwa so, daß nur die Abneigung unserer ehemaligen Gegner ihrem Verkehr mit den deutschen Menschen hindernd im Wege stünde, auch von diesen selbst haben nicht wenige starke innere Widerstände zu überwinden, wenn sie sich bereit finden sollen, von neuem die Fäden mit den Vorkriegsfreunden anzuknüpfen oder gar den ersten Schritt in das ihnen noch ganz unbekannte Land zu wagen. Die Zahl derer, die sich dazu entschließen, hat jedoch erfreulicherweise nach Kriegsende von Jahr zu Jahr zugenommen, und es ist zu erwarten, daß gerade die Tagungen der deutschen Neuphilologenschaft, die von jeher die Großdenkenden aus allen Kulturvölkern im Herzen Europas zusammengeführt haben, dazu beitragen, den Zaghaften Mut einzuflößen. Ist nun der Wille zu einer Studienreise vorhanden, so sind damit allerdings in der Regel noch nicht alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, da es den meisten Studenten

und Lehrern an den nötigen Mitteln fehlt, um die hohen Kosten ganz aus Eignem zu bestreiten. Um so mehr Anerkennung verdienen die Regierungen und Stadtverwaltungen, welche trotz aller wirtschaftlichen Nöte in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit der Aufgabe schon jetzt, wenn auch bescheidene, Opfer bringen, um jährlich einer Anzahl von Neuphilologen die ersehnte Reise ins Ausland zu ermöglichen. In Ergänzung dieser geldlichen Beihilfe hat das preußische Unterrichtsministerium neuerdings bei allen Provinzialschulkollegien Beratungsstellen für die Auslandsfahrer eingerichtet, die sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon als überaus segensreich erwiesen haben, und endlich werden durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes die diplomatischen Vertreter Deutschlands angewiesen, sich der zu Studienzwecken in dem fremden Lande weilenden Deutschen, die sich bei ihnen vorstellen müssen, in ganz besonderem Maße anzunehmen. Beides sind sehr wertvolle Verbesserungen gegen frühere Zeiten, in denen der lernbedürftige Student und Lehrer vor dem Antritt der Reise sowohl wie während des Aufenthalts im Auslande ganz auf sich selbst angewiesen war. Es bleibt nur noch die große Frage, wie das fremde Volk die deutschen Frauen und Männer, die zu ihm kommen, aufnehmen wird. Eine Antwort darauf kann heute nur zögernd und bruchstückartig gegeben werden. Wie viele von denen, die nach dem Kriege draußen waren, bezeugen, sind sie von den unteren Bevölkerungsschichten durchweg höflich und sogar mit freundlichem Entgegenkommen behandelt worden, was nur den wunder nimmt, der die Volksseele nicht kennt. Als die zweite Haß und Feindschaft überwindende Macht hat sich die Religion erwiesen, weniger freilich bei den Vertretern strengen Kirchentums als in den Kreisen weitherziger und sozial gerichteter Frömmigkeit. Für diesen Freundschaftsdienst sind wir ihnen ebenso dankbar, wie für die Unterstützung, die sie in der größten Notzeit den Kranken und Hilfsbedürftigen unseres Volkes gewährt haben. Und wo bleiben, so schließe ich, die Gelehrten, wo die Erzieher jenseits der Grenzen, die doch mit uns deutschen Universitätsprofessoren und Jugendbildnern demselben Ziele, der Aufrichtung des geistigen Völkerbundes, zustreben? Möchten auch sie, und mit ihnen wir selbst, bald wieder von der festen Ueberzeugung durchdrungen sein, daß das echte und dauernde Glück der Menschheit nur in der Gemeinschaft ruht.

Cassel. Hans Borbein.

DIE AUSWERTUNG DER SPANISCHEN LITERATUR FÜR DEN UNTERRICHT.

Bei der Gründung der spanischen Sektion in Nürnberg (1922) war unser Hauptziel, alle verfügbaren Kräfte zusammenzufassen, um möglichst bald die Vorbedingungen für einen dem übrigen Fremdsprachenunterricht gleichwertigen spanischen Unterricht zu schaffen. Eine Kommission wurde gewählt, die für eine schnelle und planmäßige Beschaffung des Unterrichtsmaterials sorgen sollte. Diese Kommission hat wohl mit Rat und Tat mitgewirkt an der schnellen Herstellung des Lehrmaterials, aber eine Planmäßigkeit in der Publikationstätigkeit ist nicht gelungen. Das ist aber nicht ihre Schuld. Der Grund dafür ist vielmehr in dem Umstand zu suchen, daß heute eigentlich niemand weiß, welches die Zukunft des spanischen Unterrichts in Deutschland sein wird, da einzelne Länder, namentlich Preußen, sich noch nicht dazu haben entschließen können, den spanischen Unterricht in größerem Umfange einzuführen. So sind die neu herausgegebenen Lehrbücher und Texte meist so gehalten, daß sie sowohl für den auf der Unter- resp. Mittelstufe beginnenden obligatorischen Unterricht, wie auch für den freiwilligen Zusatzunterricht auf der Oberstufe benutzt werden sollen. Das ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Man kann einem Obersekundaner nicht zumuten, die Elemente des Spanischen an Texten zu üben, die für die Unterstufe passend sind, anders müssen die Lesestücke eines Primaners sein, je nachdem ob er im zweiten Jahr freiwillig oder im fünften Jahr obligatorisch spanisch treibt. Wir hoffen aber doch wohl alle, daß bald eine einheitliche Regelung erfolgen wird und daß sich ebenso wie in England und Frankreich auch bei uns die Erkenntnis durchsetzt, daß der Zusatzunterricht auf der Oberstufe ohne großen Wert ist und daß, wenn eine Sprache auf der höheren Schule getrieben werden soll, sie nur gründlich, d. h. als obligatorischer Unterricht, meistens wohl als zweite Fremdsprache getrieben werden muß. Die Publikationstätigkeit sollte sich schon jetzt allgemein auf dieses Ziel einstellen.

Wie ist die spanische Literatur für den Unterricht auszuwerten?

Es mag gewagt erscheinen, eine bestimmte Auswahl aus den Werken der spanischen Literatur treffen zu wollen, gerade jetzt, wo durch den Begriff der Kulturkunde der neusprachliche

Unterricht eine Neuorientierung erfährt. Aber wegen der Notwendigkeit, bald einen ausführlichen Lehrplan aufzustellen, ist es erwünscht, daß wir uns einmal Klarheit darüber verschaffen, was wir den Schülern zum Lesen vorsetzen wollen. Zudem haben die Franzosen gerade einen neuen Lehrplan herausgebracht, der uns ganz nützlich sein kann, weil sie ja schon über jahrzehntelange Erfahrungen auf diesem Gebiete verfügen. Befürchten Sie nun nicht, daß ich Ihnen hier einen nach Klassen geordneten Lektürekanon nach der Art des französischen vorlegen will. Ich bin durchaus dafür, daß dem Lehrer volle Freiheit gegeben wird für die Auswahl seiner Lektüre, und ich halte es für erwünscht, daß ihm für die Auswahl recht viele Texte zur Verfügung stehen. Jeder Lehrer des Spanischen weiß, daß wir schon heute eine ziemliche Anzahl von Schultexten haben, sind doch trotz der geringen Anzahl von Hispanisten bei uns seit dem Krieg schon mehr als 50 neue Schulausgaben erschienen. Aber wir wissen auch, daß nach allen Seiten hin noch Lücken sind, daß man vergeblich nach Texten für Mittelklassen (sowie nach Klassikern) sucht, und daß man sich oft mit Ausgaben behelfen muß, die nicht für Schulzwecke bestimmt sind. Aber auch in den anderen Klassen ist der Lehrer noch weit entfernt, für seinen Geschmack und für seine Schüler das Passende zu finden.

Ich deutete schon eben an, daß durch die Kulturkunde unsere Schullektüre stark beeinflußt wird, wird sie doch von den Kulturkundlern in den Mittelpunkt aller ihrer Betrachtungen gestellt. Sie finden, daß sowohl bei Hübner: Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts, wie bei Schoen: Sinn und Form einer Kulturkunde im franz. Unterricht, die Deduktionen im 6. Kapitel hinauslaufen auf die Frage: Was ist zu lesen? Wir werden uns die dort gegebenen Andeutungen zunutze machen, aber die Textauswahl würde einseitig und unvollständig werden, wollten wir sie nur unter diesem Gesichtspunkt treffen.

Welche Gesichtspunkte kommen überhaupt für die Auswahl in Betracht?

1. Was den kulturkundlichen Standpunkt angeht, so bin ich durchaus der Meinung, man solle bei der Frage, ob ein Werk für eine Schulausgabe geeignet ist, auch darauf achten, ob es uns eine Anschauung von einer oder mehreren charakteristischen

Seiten des fremden Volkstums vermitteln kann. Daß dieser kulturkundliche Standpunkt mehr und mehr zur Geltung kommt, können Sie aus den französischen Lehrplänen ersehen, die einem methodischen Kulturunterricht, allerdings in bescheidenem Umfange, das Wort reden.

2. Aber dieser Standpunkt darf nicht allein maßgebend sein. Gerade so gut wie der Schüler im Englischen Shakespeare lesen muß, nicht etwa weil man an ihm den „englischen Menschen" studieren kann, sondern weil seine Bedeutung weit über den Kreis der Englischsprechenden hinausragt, genau so gut müssen im Spanischen Cervantes und Calderón gelesen werden, weil sie Gemeingut aller Gebildeten geworden sind. Große Werke der klassischen Dichter haben um ihrer selbst willen Anspruch darauf, im Unterricht verwertet zu werden. Nur die geringe Stundenzahl entschuldigt es meines Erachtens, daß bislang im Unterricht im Deutschen diese Autoren nicht behandelt wurden, und ich hoffe, daß bei uns in Zukunft auch der nicht spanischtreibende Schüler, wie mit Shakespeare und Dante, so auch mit Cervantes und Calderón bekannt gemacht wird, wie das auch in Frankreich im französischen Unterricht geschieht.

3. Ein weiterer Gesichtspunkt ist: Wieweit soll man in der Literaturgeschichte zurückgehen bei der Auswahl? Im Französischen heißt es ja, daß der Schüler die Hauptwerke der letzten drei Jahrhunderte kennen lernen soll. Im Spanischen wird man weiter zurückgehen müssen, weil die große Zeit um die Wende des 16./17. Jahrhunderts liegt. Dafür fällt das 18. Jahrhundert so gut wie ganz fort.

4. Welche Literaturgattungen sollen getrieben werden?

Wenn auch wie in den anderen Fremdsprachen die Prosa die vorherrschende Lektüre sein wird, so muß doch im Spanischen mehr als im Englischen die Dramatik, mehr als im Französischen die Lyrik betont werden. Die Lektüre zusammenhängender Geschichtswerke wird im Spanischen eine geringere Rolle spielen als im Englischen und Französischen. An ihre Stelle tritt der Essay.

5. Die religiöse Literatur gehört unbedingt mit in den Bereich der Lektüre. Wir dürfen nicht mehr davor Halt machen wie das offenbar aus Rücksicht auf anders denkende Leser in dem Lesebuch von Arteaga geschieht. Das wäre vom kulturkundlichen Standpunkte aus eine Unterlassungssünde.

6. Die amerikanische Literatur wird zunächst noch das Stiefkind bleiben, da in Deutschland kaum Hispanisten sind, die sie kennen. Immerhin können die zum Teil schon erschienenen, zum Teil noch in Bearbeitung befindlichen ausgewählten Texte aus Ugarte, Sarmiento, Ricardo Palma, Blanco-Fombona, Rubén Darío unsern Schülern von dem Leben und Treiben drüben eine Anschauung vermitteln. Aber gerade das Wichtigste, was wir von Amerika erwarten, nämlich Werke, die aus einem ganz anderen Geist heraus geboren sind, Werke, die uns einen Blick über den engen europäischen Horizont hinaus vermitteln, die werden wir erst bei näherer Bekanntschaft mit der amerikanischen Literatur bekommen. Bei der Wichtigkeit, die Zeitungen und Zeitschriften drüben haben, werden diese auch für unseren Unterricht auszunutzen sein.

Keine Literatur scheint mir für eine kulturkundliche Auswertung so geeignet wie die spanische. Ist doch das spanische Volkstum von dem der anderen westeuropäischen Völker so verschieden, daß man das Wort geprägt hat: Jenseits der Pyrenäen beginnt Afrika. Wenn dieses Wort auch arg übertrieben ist, so braucht man doch nur oberflächlich das spanische Volkstum zu studieren, um sogleich überall besondere Strukturmerkmale festzustellen. Und wenn die Kulturkunde fordert, daß der Schüler durch die Beschäftigung mit dem fremden Volkstum sich und seines Volkes Eigenart besser kennen lernen soll, dann scheint mir dasjenige Volkstum für den Unterricht das geeignetste zu sein, das mit dem unsrigen den größten Kontrast bildet. Ein ähnlicher Gedanke wurde schon in Nürnberg von Vossler ausgesprochen. Gerade das Fremdartige, die Wesensverschiedenheit hat uns schon einmal zur Beschäftigung mit spanischer Literatur geführt, zur Zeit der Romantiker. In der Literatur des einst mächtigsten Volkes der Spanier fanden sie, was sie suchten, das Außerordentliche, Menschen von einer besonderen Art, Ereignisse, die der Welt ein anderes Aussehen gegeben haben. Es ist erstaunlich, wie tief die Romantiker mit ihren mangelhaften Mitteln sich schon in das fremde Wesen versenkt haben. Für uns heute ist das viel leichter. Seit der Zeit der Romantiker hat Spanien eine schwere Krankheit durchzumachen gehabt. Der Bürgerkrieg tobte im Lande und ließ es durch Jahrzehnte nicht zur Ruhe kommen. Immer weiter sank das Land hinab. Gegen Ende

des Jahrhunderts sprach man allgemein von der Decadencia. Die Niederlage von 98 war weiter keine Überraschung. Erst jetzt beginnt man allmählich, wieder hoffnungsvoll der Zukunft des Landes in Verbindung mit den Tochterstaaten entgegen zu sehen. Die lange Krisis nun hat eine große Zahl von Werken und Schriften hervorgebracht, die, weil sie die Krankheit des Volkskörpers erklären wollen, uns Ausländern ein vorzügliches Mittel an die Hand geben, das heutige spanische Volk zu studieren. Ich brauche nur die Titel einiger Essays anzugeben, und Sie werden sogleich ihre Wichtigkeit für unsere Zwecke erkennen: Ganivet, Idearium Español, Azorín, El Alma Castellana: Los Pueblos, Ensayos sobre la vida provinciana, Unamuno: En torno al Casticismo, Salaverría: Vieja España, und neuerdings Ortega y Gasset: España Invertebrada. Noch deutlicher tritt die Wichtigkeit dieser Schriften in kulturkundlicher Beziehung hervor, wenn ich aufs Geratewohl aus den Essays einige Punkte herausgreife:

Kapitelüberschriften aus Unamuno: El individualismo español, Sobre la europeización, La crisis del patriotismo español, Sobre el marasmo actual, La Patria y el ejército, La religión y la patria.

Einzelne Punkte aus Ganivet: Instinto de insubordinación, Espíritu jurídico independiente, Espíritu guerrillero, Desprecio del trabajo manual, Abulia.

Diese Charakteristiken ließen sich aus den Essays der angeführten wie einer ganzen Zahl anderer Schriftsteller so vermehren, daß wir mit ihnen mehrere Bände füllen würden. Fast alle modernen spanischen Autoren haben Beiträge zur Kulturkunde in Form von Essays geliefert. Aber es sind nicht nur die Esays in Betracht zu ziehen, sondern auch alle anderen Literaturgattungen; namentlich der Roman, der in der heutigen spanischen Literatur eine so bedeutende Rolle spielt, kann eine große Ausbeute zur Kulturkunde liefern. In der Tat verfechten die modernen spanischen Schriftsteller ihre Thesen ebenso häufig im Roman wie im Essay. Wie wichtig der Roman in kulturkundlicher Beziehung ist, werden Sie ersehen aus dem Prospekt der im Erscheinen begriffenen „Einführung in die spanische Kulturkunde“ von Wacker. Schon in dieser ersten Einführung finden Sie Proben aus allen bedeutenderen Autoren der Neuzeit: Valera, Galdós, Azorín, Valle-Inclán, Pereda, Baroja, Blasco Ibañez, Palacio Valdés Unamuno, Ortega y Gasset. Wie

leicht es wäre, diese erste Einführung nach allen Seiten hin zu ergänzen und zu vervollständigen, dafür mögen einige Beispiele gegeben werden: z. B. zu dem ersten Punkt im Wackerschen Buch, dem Hidalgotum (nach Azoríns „Un Hidalgo“ zur Illustration des Idealismus des Spaniers), kann herangezogen werden: Casta de Hidalgos (Ricardo León), Mayorazgo de Labraz (Pío Baroja), Los Pazos de Ulloa (Pardo Bazán), Don Gonzalo González de la Gonzalera (Pereda). Das Kapitel „Patriotismo“ (welches an Ortegas Kapitel „Los dos patriotismos“ veranschaulicht wird), kann man weiter ausführen durch Heranziehung von Galdós' Romanen aus den Franzosenkriegen, Bailén, Zaragoza, Trafalgar, durch Alarcóns Carbonero-Alcalde, aus Azoríns Hora de España (Kap. La Gloria, Patria moral), durch Salaverrías Vieja España, u. a.

So läßt sich aus den modernen Autoren das spanische Volkstum vielseitig beleuchten. Dazu kommt noch eine andere große Gruppe. Spanien ist ein sehr verkehrsarmes Land, daher bot es die günstigsten Vorbedingungen für die Bewegung der Costumbristas und Regionalistas. Der Norden kennt den Süden nicht, der Westen nicht den Osten, und so sehen wir seit den Zeiten der Fernán Caballero die Schriftsteller emsig bemüht, ihre eigene Gegend mit ihren Sitten und Gebräuchen dem übrigen Spanien vorzuführen. Seit Caballeros Gaviota (1849) sind bis heute soviel Romane und Abhandlungen dieser Art erschienen, man denke z. B. nur an die Escenas andaluzas (Estébanez Calderón), Escenas montañesas (Pereda), Escenas matritenses (Mensonero Romanos), Peñas arriba (Pereda), Aldea perdida (Palacio Valdés), La Alpujarra (Alarcón), daß wir uns leicht anschauliche Bilder verschaffen können von der Großstadt wie von dem verlassenen Gebirgsdorf.

Aber trotz der Vielseitigkeit der literarischen Zeugnisse würden wir das Volkstum des Spaniers doch immer nur unvollkommen darstellen, und wir müssen auf Vollständigkeit verzichten. Spanien ist wegen seiner Geschichte, seiner landschaftlichen und völkischen Zusammensetzung viel buntscheckiger, die Gegensätze zwischen Nord und Süd, zwischen Gebirge und Ebene sind viel größer, als man gemeinhin denkt. Und ebenso mannigfach ist auch das Volkstum. Mit den drei Faktoren, die die Eigenart der spanischen Literatur ausmachen sollen, nämlich der nationalen Note, dem demokratischen Sinn, dem Realismus kommt man daher nicht aus. Dem Realismus steht

doch ein starker Idealismus gegenüber, der sich in den verschiedensten Formen auswirkt (Don Quijote, Loyola, Fanatismus). Wie will man es ferner erklären, daß aus einem stark demokratischen Volke das Dogma von der Unfehlbarkeit des Königs in der klassischen Zeit, der falsche Glanz des absolutistischen Herrschertums ausgegangen ist? Und was vielleicht auf das Kastiliertum zutrifft, gilt durchaus noch nicht von den übrigen Teilen, in denen man kastilisch spricht. In Spanien herrscht wie in der Landschaft so auch unter den einzelnen Volksteilen eine große Heterogeneität, wie Azorin sich ausdrückt. Schon Cánovas del Castillo schrieb, daß jeder Landesteil trotz seines Aufgehens im Nationalstaat so blieb, wie er vorher war, daß er seine eigenen Sitten, Gesetze, Traditionen, seinen eigenen Charakter bewahrte. Neben dieser Heterogeneität heben die Spanier noch den Dualismus in ihrem Nationalcharakter hervor. Den eben erwähnten Widerspruch zwischen Idealismus und Realismus erklären sie aus ihrer dualistischen Veranlagung. Jeder Spanier fühlt in sich die Vereinigung eines Idealisten und eines Realisten. Der Spanier ist Don Quijote und Sancho in einer Person, Don Quijote ist die eine Seite im Wesen des Cervantes, Sancho die andere. Warum wurde der Gracioso die stehende Figur im klassischen Drama? Weil der Dichter den Gegenpart seines Helden brauchte, der uns die Dualität des spanischen Wesens darstellen soll.

Diesen Dualismus wird der Kulturkundler herausarbeiten müssen. Das kann nur durch vielseitige Lektüre geschehen. Es werden deswegen gerade im spanischen Unterricht kulturkundliche Hefte ein Erfolg sein, die eine Mannigfaltigkeit der Lektüre ermöglichen. Dabei wird man bei der Auswahl vorsichtig sein müssen. Sonst läuft man Gefahr, ein falsches Bild der Spanier zu zeichnen. Einige der angeführten Autoren sehen sicher zu schwarz, andere zu rosig.

Ein weiterer Gesichtspunkt war der: Wie weit soll man in der Literaturgeschichte zurückgehen? D. h. vor allem: Was soll aus der Edad de Oro gelesen werden? Im Spanischen muß die ältere Zeit besonders berücksichtigt werden, nicht etwa weil, wie Unkundige behaupten, Spanien seitdem nichts Bedeutendes hervorgebracht hat, sondern weil das Siglo de Oro mit seinen letzten Nachwirkungen bis in die Jetztzeit hineinragt. Ohne Kenntnis des Cervantes und namentlich des Don Quijote bleibt ein großer Teil der modernen Literatur un-

verständlich. Auf Schritt und Tritt findet man bei modernen Autoren Zitate, Vergleiche, Erinnerungen an den Quijote. Und schon die vielen Werke, in denen moderne Autoren sich mit dem Quijote auseinandersetzen, beweisen, daß das Interesse an Cervantes dauernd vorhanden ist. Ich erinnere an die Meditaciones del Quijote (Ortega), an die geistreiche Parallele zwischen dem Quijote und Ignatius von Loyola in Unamunos, Vida de Don Quijote y Sancho, an Azoríns, La Ruta de Don Quijote. Es wird also jeder deutsche Schüler, der einen ordentlichen spanischen Unterricht auf der Schule bekommt, den Quijote lesen müssen. Als weitere Prosalektüre aus dem Siglo de Oro käme von den Novelas Ejemplares wohl zunächst die Gitanilla, dann aber unbedingt einer der pikaresken Romane in Betracht, weil diese Literaturgattung uns eine wichtige Seite des spanischen Charakters zeigt, und weil sie eine von den Konzentrationsmöglichkeiten mit unserem sonstigen Unterricht bietet. Aus Rücksicht auf die sprachlichen Schwierigkeiten wird man sich entweder mit einer Auswahl begnügen oder eins der jüngeren Produkte dieser Art wählen. Als Ersatz könnte hier die Übersetzung des Gil Blas dienen.

Aus der klassischen Zeit ist aber für unseren Schüler ebenso wichtig wie die Prosa die Versdichtung. Namentlich die Dramatiker werden in der Prima eine bedeutende Rolle spielen, weil Spanien auf diesem Gebiet im Siglo de Oro einen Reichtum aufzuweisen hat, den wir bei keinem anderen Volk finden. Bislang galt bei uns unter dem Einfluß der Romantiker Calderóns Drama als die Krone alles in Spanien Geschaffenen. Mag er bei einer neuen Auffassung der Dinge auch diese Stellung einbüßen, so wird er doch immer einer der ersten bleiben, schon weil er, wie Menéndez y Pelayo sagt, der „spanischte" Dichter ist, „nuestro poeta nacional por excelencia". Es ist deswegen nötig, daß der Schüler das eine oder andere seiner Werke in extenso ließt, z. B. La Vida es Sueño, El Médico de su Honra, El Príncipe Constante, El Mágico Prodigioso.

Mit Lope de Vega gewinnen wir erst allmählich Fühlung, seitdem die neuere Forschung sich an die Herausgabe und Bearbeitung seiner Dramen herangemacht hat. Seine Stücke sind nur bedingt für Schulzwecke zu gebrauchen. Man wird Bedenken tragen, eins der vielen Verführungs- oder Ehebruchsdramen vorzulegen (Castigo sin Venganza, El Mejor Alcalde el Rey, Peribáñez y el Comendador de Ocaña), auch ist die Sprache

recht schwierig. Immerhin wird sich neben der Estrella de Sevilla, die ich trotz Foulché-Delbosc für ein Lopesches Stück halte und zwar für ein Meisterwerk, etwa die Fuente Ovejuna, die Infantes de Larra oder irgend ein anderes der Lopeschen Dramen, die ein bekanntes Thema der spanischen Überlieferung oder Geschichte bearbeiten, für Schulzwecke zurecht machen lassen. Neben Calderón und Lope steht aber die große Zahl der Dramatiker, die vielleicht mit Unrecht erst an zweiter Stelle genannt werden. Übersetzungen ins Deutsche und Aufführungen auf unseren Theatern beweisen die steigende Wertschätzung des klassischen spanischen Dramas. So können herangezogen werden: El Desdén con el Desdén (Moreto), auf unseren Bühnen unter dem Namen Doña Diana bekannt, Don Gil de las Calzas Verdes, la Prudencia en la Mujer, El Burlador de Sevilla (Tirso de Molina), Montalváns Amantes de Teruel, eventuell Alarcóns Verdad Sospechosa (Vorlage von Corneilles Menteur), vor allem aber die glänzenden Mocedades del Cid (Guillén de Castro) und wohl auch das Meisterwerk der klassischen Dramatik Del Rey abajo ninguno (Fernando de Rojas Zorrilla), wenn auch hier das Thema wieder recht heikel ist.

Daß auch bei der Lektüre klassischer Werke die Kulturkunde nicht zu kurz zu kommen braucht, versteht sich von selbst. Gilt Calderón für den spanischten Dichter, so müssen wir bei ihm auch dieselben Charakterzüge wiederfinden, die wir vorher festgestellt haben. Ich glaube, es wird auch kein Lehrer darauf verzichten wollen, bei jedem Drama der älteren Zeit das Kulturbild herauszuarbeiten. Eine solche Studie veröffentlicht jetzt gerade über die Mocedades del Cid W. Schulz. Ich versage es mir, hier näher auf diesen Punkt einzugehen. Ich kann das umso eher, als wir ja in Pfandls „Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts“ ein Mittel an der Hand haben, von einem klassischen Werk aus den Anschauungskreis des Schülers nach allen Seiten hin zu erweitern.

Ein anderer Grund, weswegen im Unterricht das klassische Zeitalter stark berücksichtigt werden muß, ist die Sprache. Die Wende des 17. Jahrhunderts bildet den Höhepunkt der kastilischen Prosa. „Sie ist in gleicher Weise geeignet für den Ausdruck der erhabenen Gedanken der Mystik wie für die grobe und freche Sprache des Pícaro“, sagt Menéndez Pidal. Der Stil dieser Zeit ist weit überlegen dem der nachfolgenden Zeiten,

der durch Kulteranismus und Konzeptismus verdorben ist. Der Wortschatz enthält durchweg nur voces castizas, während sich nachher Neubildungen und Fremdwörter eindrängen. In Fray Luis de León und Luis de Granada ist der oratorische Stil zu ciceronianischer Vollkommenheit gelangt, und wenn auch Cervantes den „süßen Tonfall seiner Rede" dem Boccaccio abgelauscht haben soll, so ist doch auch bei ihm der Einfluß der lateinischen Periodenbildung unverkennbar. Und so wirkt dieser klassische Stil bis heute weiter, denn noch heute sieht der spanische und auch der amerikanische Schriftsteller Cervantes' Stil, die „Lengua de Cervantes", als das unerreichbare Vorbild in der Handhabung der Sprache an.

Die vierte Frage ist: Welche Literaturgattungen sollen im Unterricht behandelt werden? Wie soll ihr Verhältnis zueinander sein?

Aus dem bislang Gesagten können Sie schon schließen, daß nach meiner Meinung Dramatik und Lyrik einen größeren Anteil an der Lektüre im Spanischen als in den andern Sprachen haben soll. Bei der starken Bedeutung des Dramas für das ganze Volk versteht es sich von selbst, daß es auch in unserm Unterricht stark hervortreten muß. Es ist zu empfehlen, etwa in Obersekunda, gewissermaßen als Vorstufe für das klassische Drama mit einem einfachen modernen Stück anzufangen. Ich brauche nicht hervorzuheben, welchen Vorteil das für die sprachliche Förderung des Schülers (Umgangssprache) bietet. Da wird es dann ziemlich gleich sein, ob man mit einem ganz modernen Stück der Brüder Quinteros oder Benaventes oder einem früheren Stück, etwa von Tamayo oder López de Ayala oder sogar aus dem 18. Jahrhundert, dem leicht zu lesenden El Sí de las Niñas (Moratín) anfängt. Bei Benavente denke ich nicht gleich an die Intereses Creados, die Malquerida oder Lo Cursi, sondern an eine der vielen Skizzen, wie z. B. De Cerca oder El Príncipe que todo lo aprendió en los libros, oder La Escuela de las Princesas. Diese kleinen Skizzen mit ihren Streiflichtern auf die Gesellschaft können ihre Vertiefung finden durch den Gran Galeoto (Echegaray) oder durch Galdós' Doña Perfecta oder Electra. Es ist auch nach meiner Meinung nichts einzuwenden gegen die leichten Gesellschaftsstücke wie die Marcela des Bretón de los Herreros oder die bekannten Stücke von Hartzenbusch: Juan de las Viñas, La Coja y el Encogido, und auch nichts gegen seine Bearbeitung der Amantes de Teruel,

trotz des Anathemas von Petriconi in seiner eben erschienenen „Spanischen Literatur der Gegenwart“. Vom romantischen Drama wird man absehen bis auf Zorrillas Don Juan, mit dem wir wohl unsere Schüler bekannt machen müssen, und zwar nicht nur weil er etwas typisch Spanisches ist, sondern weil er wegen der jährlichen Aufführung am Allerseelentag das bekannteste Drama Spaniens ist.

Anders steht es mit der Epik. In dieser Dichtungsart hat Spanien nicht viel aufzuweisen, sie liegt den Spaniern offenbar nicht. Sehen wir von der ältesten Zeit ab, so fehlt die Epik in der klassischen Zeit fast ganz und weder Lopes Dragontea noch Ercillas Araucana halte ich für geeignet, obgleich die Franzosen die Araucana in ihren Kanon aufgenommen haben. Erst die Romantik kann mit dem Moro Espósito (Duque de Rivas), dem Estudiante de Salamanca (Espronceda) in einigen auszugsweisen Proben herangezogen werden, ebenso wie die kleinen epischen Erzählungen von Machado (Tierra de Alvargonzález), Zorrillas A buen juez mejor testigo oder Rivas Romances de un Castellano Leal entweder in Sammlungen oder in Lesebogen ihren Platz finden werden. Man wird auch nicht unterlassen, häufiger auf die Romanzen zurückzugreifen, wenn man etwa das Cid-Thema behandelt, die Einnahme von Granada, die Infantes de Larra.

Einige ausgewählte Romanzen pflegt man ja auch in den Gedichtsammlungen zu finden. Eine brauchbare Auswahlsammlung aus der üppigen spanischen und aus der eigenartigen amerikanischen Lyrik wäre dem Unterricht sehr erwünscht, und bei dem großen Reichtum an lyrischen Erzeugnissen wird eine solche Sammlung durchaus im Einklang stehen mit der Vielseitigkeit des Charakters der Spanier. Sie wären daher nach zweierlei Gesichtspunkten auszuwählen, einerseits die mit einem Eigenwert oder, besser ausgedrückt, die allseitig als bedeutend anerkannten, andererseits die, welche uns einen bestimmten Charakterzug des spanischen Volkes, ein großes Ereignis, einen bedeutenden Menschen schildern. Es wird freilich bei der geringen Zahl unserer Hispanisten und den wenigen Vorarbeiten auf diesem Gebiete noch länger dauern, bis wir etwas Brauchbares erwarten können. Ist doch das spanische Vorbild, die bekannte Sammlung der „Cien Mejores Poesías“ eine der schwächsten Leistungen von Menéndez y Pelayo. Es wird also einstweilen nichts anderes übrig bleiben, als daß der

Lehrer gelegentlich das eine oder andere Gedicht mitteilt, resp. zum Lernen diktiert. Wenn wir im Spanischen eine ähnliche Sammlung wie die französische von Engwer oder die englische von Aronstein hätten, so würde das für den Unterricht auf der Oberstufe von großem Wert sein.

An Historikern hat Spanien nicht so glänzende Vertreter aufzuweisen wie Frankreich und England. Nach Sprache und Art der Darstellung wird man unter den neuzeitlichen Historikern wohl Lafuente den ersten Rang zuschreiben. Seine Darstellung, namentlich der Zeit der katholischen Könige und der Habsburger, ist gerade wegen ihres einseitigen Standpunktes besonders geeignet, das Interesse unserer Schüler zu erregen. Ich gebe diesem Teil des Lafuente auch deswegen den Vorzug vor den andern, weil er zur Konzentration des Unterrichts dienen kann, weil man so die Verbindung mit dem Deutschen und mit der allgemeinen Geschichte herstellen kann. Es wird gerade für unsere protestantischen Schüler von Wert sein, die Zeit Karls V. und Philipps II. auch einmal unter der Beleuchtung des katholischen Spaniers zu betrachten. Von dem bekanntesten der jetzt lebenden Historiker Spaniens, von Altamira, eine Ausgabe zu veranstalten, würde ich wegen seines eigentümlichen Stils nicht empfehlen.

Um dem Schüler eine Übersicht über die Gesamtgeschichte Spaniens zu verschaffen, gibt es zwei Wege, nämlich der gekürzte Abdruck eines spanischen Schulhandbuches in der Art des englischen Chambers (gegen den ich Hübners Verdammungsurteil aus meiner Unterrichtserfahrung nicht teile) oder ein Lesebuch in der Art des zweiten Teiles von Ruppert, natürlich ausführlicher und mit Abschnitten aus anderen, neueren Autoren. Neben Abschnitten aus Cánovas del Castillo (Casa de Austria), Coloma (Guerra de los Estados Bajos), Conde de Torreno (Revolución en España), Menéndez y Pelayo (Historia de los Heterodoxos) würde sich hier Gelegenheit bieten, auch aus der Fülle der älteren Historiker, namentlich aus der Entdeckerzeit einige Proben zu geben, ich meine Solís, Zárate, den Inca Garcilaso de la Vega. Auch Abschnitte aus der Kunstgeschichte, z. B. aus Cossíos Historia de la Pintura española, würden da hinein gehören. Für die Zeit der Entdeckungen aber ist sehr erwünscht, daß dem Schüler der Mittelstufe einige populäre und leichte Darstellungen geboten werden. Dieser Stoff paßt für das Alter ganz besonders, und ich bin sicher, daß

eine Zusammenstellung in der Art des Bandes 17. der Biblioteca literaria del Estudiante viel gelesen werden würde. Großes Interesse erregt bei Schülern der Oberstufe die Lektüre von Quintanas Pizarro, nach Menéndez y Pelayos Urteil das beste Werk Quintanas. Für Sekunda ist dieses Werk aber zu schwer. Neben den Geschichtswerken im eigentlichen Sinn stehen nun die vielen geschichtlichen Abhandlungen in Romanform. Ich erinnere nur an die vielen Bände der Episodios Nacionales (Galdós), an die schon herausgegebenen Guerra de África (Alarcón), Cristianos y Moriscos (Estébanez Calderón), an Larras El Doncel de Don Enrique el Doliente. Das Erstarken der arabistischen Studien in Spanien läßt uns auch hoffen, daß wir bald einmal ein zusammenhängendes Bild in einfacher Sprache über die maurische Kultur in Spanien bekommen werden.

Das Eingehen auf die religiöse Frage in Spanien ist eine unbedingte Forderung eines neuzeitlichen Unterrichts, denn ohne diese Seite bleibt das Bild der spanischen Volksseele immer unvollkommen. Wenn es uns Protestanten auch schwer gelingen wird, uns ganz in die Seele der spanischen Mystiker zu vertiefen, so werden wir doch nicht umhin können, so eigenartige Geister wie den Juan de la Cruz, die Santa Teresa, den Fray Luis de Granada und Luis de León, der außerdem seinen Platz in jeder Gedichtsammlung beansprucht, einmal genauer zu betrachten. Hierbei liegt es sehr nahe, auch die moderne Mystik, wie wir sie etwa in Valle-Incláns Flor de Santidad vertreten sehen, zum Vergleich heranzuziehen. Ja es wird nötig sein, Auszüge aus Pepita Jiménez (Valera), Doña Perfecta und León Roch (Galdós), Alarcón, El Escándalo, überhaupt aus der ganzen religiösen Romanliteratur, die seit den 70er Jahren für die Geltung der spanischen Literatur auch im Auslande so wichtig geworden ist, zu geben. Bei der Behandlung des religiösen Problems kann man auch das Auto sacramental heranziehen, einerseits wegen seiner Bedeutung zur Zeit der Klassiker, andererseits zur Erweiterung der Kulturkunde.

Ich glaube, auf philosophische Lektüre wird man im Spanischen verzichten. Wenn man sie heranziehen will, so wird man es wohl im Zusammenhang mit der Religion tun.

Hamburg. Gustav Haack.

DIE DÜSSELDORFER TAGUNG DES ALLGEMEINEN DEUTSCHEN NEUPHILOLOGENVERBANDES, 26. bis 29. Mai 1926.

Allgemeines.

Der XX. Neuphilologentag wurde Mittwoch den 26. Mai, nachmittags 5 Uhr, mit der üblichen *Vorversammlung* in der Tonhalle eröffnet. Der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses, Studienrat Dr. Ewald, gab im Verein mit dem Schriftführer, Studienrat Dr. Deichsel, und dem Kassenwart, Studienrat Dr. Schwab, den Geschäftsbericht, der ein sehr erfreuliches Bild von der Entwicklung des Verbandes — etwa 1000 neue Mitglieder sind dem Verband beigetreten — zeigte. Einen besonders schönen Erfolg erzielte der Vorstand durch die Anregung zu Gründungen von neuen, z. T. sehr starken Ortsgruppen, von deren Mitarbeit eine neue Blüte des Verbandes erwartet werden kann.

Das dankenswerte Entgegenkommen des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der Stadtverwaltung von Düsseldorf hatte den Vorort instand gesetzt, dem Fest einen würdigen Rahmen zu geben und den Teilnehmern eine wissenschaftliche Festschrift zu überreichen, auf deren Inhalt an anderer Stelle einzugehen ist. Die Tagesordnung wurde endgültig so festgesetzt, daß die Verhandlungen am Samstag, den 29. Mai vormittags zu Ende geführt werden sollten, um den Teilnehmern Zeit zu lassen, am Nachmittag die glänzende Düsseldorfer Ausstellung für Gesundheit, soziale Fürsorge und Leibesübungen („Gesolei") zu besuchen. Zur Beratung der eingelaufenen Leitsätze wurde ein besonderer Ausschuß eingesetzt, der die Formulierung für die Abstimmung übernahm.

Der *Begrüßungsabend* vereinigte eine große Zahl von Teilnehmern im Rittersaal der Tonhalle. Der Vorstand hatte dem Hauptzweck des Abends, alte Freundschaften zu erneuern, neue persönliche Beziehungen anzuknüpfen, durchaus Rechnung getragen und beschränkte sich auf eine kurze Ansprache. Es war erfreulich zu sehen, wie neben den alten Getreuen, die sich trotz Emeritierung bzw. Pensionierung noch zu uns zählen — ich nenne neben dem Nestor, Professor Wendt, noch Geheimrat Max Walter, Professor Schröer, Geheimrat Engwer — auch gerade jüngere und jüngste Vertreter von Universität und Schule zu fröhlichem Tun sich hier zusammenfanden.

Der erste Verhandlungstag wurde in kurzer eindrucksvoller Rede durch den ersten Vorsitzenden, Geheimrat Professor Meyer-Lübke, eröffnet.

Für die von den Ländern entsandten Vertreter sprach Ministerialrat Schellberg vom preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der dem Wunsche Ausdruck verlieh, daß durch den Verband die Zusammenarbeit zwischen Universität und Schule immer enger werden und gute und schöne Früchte zeitigen möge. Für die Provinzialschulkollegien der Rheinprovinz und von Hessen-Nassau sprach Präsident Siebourg, Koblenz, der auf die besondere Bedeutung der Neuphilologie für die Kenntnis Westeuropas hinwies. Für die gastgebende Stadt sprach Oberbürgermeister Dr. Lehr, der einen alle Teilnehmer ergreifenden Überblick über die Geschichte von Düsseldorf und seiner Bestrebungen, wie sie sich in der „Gesolei" kundtun, gab. Für die englischen Neuphilologen, deren Hauptversammlung auch von unserem

Vorsitzenden Dr. Ewald besucht worden war, überbrachte Professor Daniel Jones gute Wünsche für das Gelingen der Tagung. In seinem Schlußwort brachte Geheimrat Meyer-Lübke noch Grüße aus Spanien und Portugal und eine Einladung zu den Ferienkursen in Coïmbra.

Der Abend vereinigte die Teilnehmer, von denen ein Teil mit ihren Damen gekommen war, im Schauspielhaus, wo das „Spiel von Liebe und Tod“ von Romain Rolland in einer hervorragenden Darstellung einen tiefen Eindruck machte.

Bei der Fülle, fast Überfülle von Vorträgen bzw. Verhandlungen des Ausschusses zur Beratung der Anträge, dem Studium der von wohl allen großen Verlagsbuchhandlungen unseres Faches glänzend beschickten Buchausstellung, war es den Teilnehmern nicht möglich, die „Gesolei“ zu besuchen; um so dankenswerter war es, daß der Vergnügungsausschuß wenigstens den Gesellschaftsabend am Freitag in den Rheingoldsaal der Ausstellung gelegt hatte. Leider war das Wetter, das sonst unserer Veranstaltung so günstig war, gerade da sehr regnerisch, so daß von der wunderbaren Beleuchtung nur die des Saales, einer Meisterschöpfung von Professor Kreis, die Teilnehmer erfreuen konnte. Bei rheinischem Wein und Tanz, gewürzt durch launische Ansprachen und Vorträge, entwickelte sich eine wohltuende Fröhlichkeit. Die Ausstellung selbst besuchten viele am Samstag Nachmittag und am Sonntag, während ein kleiner Kreis noch Zeit fand, am Sonntag durch eine Rheinfahrt nach Xanten dem Fest einen würdigen Abschluß zu geben.

Neuere Sprachen und die höhere Schule

Der Vormittag des zweiten Verhandlungstages war vor allem der Schule gewidmet. Er wurde eingeleitet durch einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag von Vizepräsident Borbein, Cassel, über die *Grenzen des neusprachlichen Unterrichts*, den wir im vorliegenden Heft zum Abdruck bringen.

Professor Dr. Widmann, Eßlingen, wollte in seinem Vortrag über *Neusprachlichen Unterricht und staatsbürgerliche Bildung* einen Beitrag zur Erziehung des deutschen Menschen der Gegenwart geben. Er legte dar, wie der Unterricht in den neueren Sprachen mitwirken kann und soll, daß sich der einzelne als dienendes Glied mit gesteigerter Selbständigkeit an staatsbürgerliche Pflichten gewöhnt; verglich das humanistische Ideal, die Erziehung zur Persönlichkeit, mit dem der staatsbürgerlichen Erziehung, der Vermenschlichung des staatlichen Lebens; und gab gute Beispiele, wie wir in unserem Unterricht helfen können, ohne daß wir durch stoffliche Belastung zur Überlastung führen, die Schüler einen neuen Höhenblick gewinnen zu lassen, um Staatsbürgertum und Menschentum zu vereinen.

Dann führte uns Studienrat Dr. Schwabe, Lübeck, mit seinem packendem Vortrag *Kulturkundlicher Unterricht der neueren Srachen im Lichte der Schulpraxis* ganz in die brennende Frage der Jetztzeit ein. Wir freuen uns, auch diesen Vortrag vollständig zum Abdruck bringen zu können, er wird im nächsten Heft erscheinen. Leider schloß sich keine Aussprache an wie an den Vortrag von Professor Dr. Voretzsch am nächsten Tag, mit dem er am besten vereinigt worden wäre.

Die Erörterung von Schulfragen fand an diesem Vormittag ihren Abschluß durch einen Vortrag von Studienrat Dr. Gersten-

berg, Berlin, über *Die Behandlung der Grammatik im Unterricht im Rahmen der Richtlinien von* 1925. Die ausführlichen vom Vortragenden aufgestellten Thesen gaben ein klares Bild von seinen Ausführungen über die induktive Methode, die kulturkundliche Einstellung, das Arbeitsschulprinzip im grammatischen Unterricht, wobei er sich auch auf den Versuch Engwers und Lerchs, die neuen Gedanken in einer „Sprachlehre" zu verwirklichen, bezog.

Hatten die großen grundsätzlichen Fragen, die in den programmatischen Ausführungen Hübners auf dem Berliner Neuphilologentag angeregt worden waren, in den Vorträgen des Vormittags ihren Widerhall gefunden, so brachte uns der Nachmittag noch die Ausführungen von Realgymnasialdirektor Dr. Ott, Karlsruhe i. B., über den *Aufbau der französischen Lektüre an höheren Lehranstalten.* In eindringlicher Art wußte er die Zuhörer zu fesseln, und wir glauben, vielen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir auch seine Gedanken im wesentlichen vollständig von ihm selbst in den N. Spr. wiedergeben lassen.

Praktische Beispiele, wie kulturkundliche Belehrung an den fremdsprachlichen Unterrichtsstoff angegliedert werden kann, brachten

Oberstudiendirektor Dr. Mackel, Hildesheim, der über die *Kulturströmungen des 17. bis 19. Jahrhunderts im Spiegel französischer Kunst* (mit Lichtbildern) sprach, und

Professor Standenat, Wien, der *Kulturgeschichtliche Redensarten im Französischen* behandelte.

Über das Problem der Kulturkunde in Forschung und Unterricht sprach Dr. Schoen, Hamburg, in einem Kreis von geladenen Gästen, die der Verlag von B. G. Teubner versammelt hatte. Der Vortrag wird in erweiterter Form in den *Neueren Sprachen* erscheinen.

Mit diesen der Schule gewidmeten Vorträgen stand der Vortrag von Geheimrat Professor Voretzsch, Halle, in der Allgemeinen Sitzung am Samstag in engster Beziehung; er sprach über *Philologie und Kulturkunde* und faßte seine mit scharfer, oft sarkastischer Pointierung vorgetragenen Gedanken in folgenden freundlichst zur Verfügung gestellten Leitsätzen zusammen:

1. Kann und soll die Kulturkunde als solche, in dem in den Richtlinien gedachten Umfang in den französischen und englischen Unterricht eingeführt werden? — Nein! Eine Ausdehnung des Unterrichts auf so viele und so verschiedenartige Stoffgebiete kann nur zu oberflächlicher Vielwisserei führen.

2. Kann und soll die Volkspsychologie, d. h. Volkscharakter und Volkstum der Franzosen und Engländer, Gegenstand des Unterrichts sein? — Ja! Dieses Ziel kann unter Benutzung entsprechend ausgewählten Lesestoffs durchaus erreicht werden.

3. Soll künftig das eigentliche Ziel des neusprachlichen Unterrichts die Einführung in die Kultur- und Geisteswelt der fremden Völker sein? — Nein! Das Ziel muß die Erwerbung allseitiger und gründlicher Sprachkenntnis bleiben, welche allein die für das Studium notwendige geistige Schulung verbürgt und den Weg zu den geistigen Leistungen der fremden Völker öffnet.

4. Soll der künftige Lehrer der neueren Sprachen auch noch in den verschiedenen Kulturgebieten dieser Sprachen geprüft werden? — Nein! So lange er mit drei Fächern, einschließlich Philosophie mit vier Fächern belastet ist, bleibt eine solche Verbreiterung des einzelnen Faches eine Unmöglichkeit.

5. Kann der Universitätsunterricht in französischer und englischer Kultur dem Romanisten und Anglisten aufgebürdet werden?

— Nein! Beide sind schon längst überlastet und bedürfen der Entlastung.

Der Vortrag löste außerordentlich scharfen Widerspruch aus, dem von Schulmännern Professor Wendt und Oberschulrat Hübner, von Universitätsprofessoren Geheimrat Förster Worte liehen, während der Redner nur bei Geheimrat Appel Unterstützung fand. Nachträglich sagt man sich: Mußte es so kommen? Konnte wirklich nicht Herr Geheimrat Voretzsch nach vorheriger Rücksprache an Stelle dieser Absage an den Geist der Richtlinien einen Weg der Verständigung finden, durch den der Sache gedient worden wäre? Wir alle, auch die voll Widerspruch gewesen sind, haben den tiefen Ernst gefühlt, der diesen Vertreter der Philologie erfüllte und der ihn drängte, seinen Gedanken der Besorgnis Ausdruck zu geben; mit manchem, was er sagte, hatte er die Zustimmung aller Anwesenden gefunden. Um daher nicht Vortrag und Aussprache unfruchtbar werden zu lassen, will ich auf die Thesen im einzelnen eingehen:

Zu 1. Es hätte völlig genügt, wenn der Vortragende auf die Schwierigkeiten, die in dem Begriff Kulturkunde liegen, eingegangen wäre, wie das die Redner des Vortages auch getan hatten, und die Frage zu beantworten gesucht hätte: Was kann und muß geschehen, damit die neuartige Einstellung nicht zu oberflächlicher Vielwisserie führe?

Zu 2. Mit diesem Lehrsatz stellte sich der Vortragende auf den Boden der Richtlinien und gab schöne Beispiele, wie der Lehrer durch richtig gewählte Lesestoffe — dies allein schon die Voraussetzung des kulturkundlichen Unterrichts! — seine Aufgabe erfüllen kann.

Zu 3. Voretzsch ist gewiß nicht der erste, der warnend seine Stimme hier erhebt, aber hätte er nicht, beispielsweise von der Engwer-Lerchschen Grammatik ausgehend, seiner Bewunderung Ausdruck geben können für das, was in sprachlicher Hinsicht die neue Richtung sich für ein hohes Ziel setzt? Da kann man doch nicht sagen, daß zu wenig Sprachlehre getrieben würde? Wir Schulmänner sind sogar der Meinung, so viel ich das feststellen konnte, daß hier das Ziel zu hoch gesteckt ist angesichts der Aufgaben, die unabweislich zu erledigen sind einerseits, der knappen Zeit, die zur Verfügung steht, anderseits. Und tief bedauerlich ist, daß wieder wie in Bremen von der Oberrealschule so wenig günstig geurteilt wurde. Ist es nicht wünschenswert, daß der Lehrer der neueren Schule auch die Schule als Schüler durchlaufen kann, an der zu unterrichten sehr vielen einst beschieden ist?

Zu 4. Es ist erfreulich, wenn ein Universitätsprofessor einsieht, daß man nicht auf der einen Seite dem Studierenden etwas Neues aufbürden kann, ohne ihn auf der anderen Seite zu entlasten. Die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens ist aber doch eine Gegebenheit, und da wäre es das Natürliche, man dächte daran, eine Änderung der Prüfungsordnung zu fordern. Daß das möglich — und nach meinen Erfahrungen als Leiter eines Seminars auch notwendig — ist, kann ich als Mitglied eines Wissenschaftlichen Prüfungsamtes bestätigen. Welcher Art die Änderung sein soll, muß den Neuphilologenverband als eine dringende Aufgabe der nächsten Zeit beschäftigen, und es wäre besonders wünschenswert, wenn von der berufensten Seite, der Universität, in dieser Beziehung die Folgerungen aus der gegebenen Lage gezogen würden.

Zu 5. Diese letzte These dürfte keinem Widerspruch begegnen, nur: hätte Herr Professor Voretzsch wieder — wie er das ja schon

in Halle getan — die Forderung nach Vermehrung der Professuren (ohne deshalb von Querschnittsprofessuren zu sprechen) an Stelle des „Nein" zum Hauptinhalt seiner These gemacht, so hätte jetzt diese Forderung eine weit stärkere Wirkung als früher noch haben können.

Alles kommt nun darauf an, daß es nicht bei der negativen, verdrossenen Kritik bleibt, sondern daß positive Arbeit geleistet wird; denn in der Tat ist die Umstellung der Universität notwendig, und ganz bestimmt muß die Universität mehr noch als bisher eine Vorbereitung auf den Beruf des Lehrers sein, als sie es ist.

Theodor Zeiger.

Englische Vorträge.

Die Reihe der Vorträge der englischen Fachgruppe eröffnete Professor Fischer, Dresden, mit dem Vortrag über *Grundsätzliches zur amerikanischen Literaturbetrachtung*, den er auf der These aufbaute: *Die wissenschaftliche Erforschung der amerikanischen Literaturgeschichte drängt zu einheitlicher Betrachtung von einem Gesichtspunkte aus, und dieser Gesichtspunkt ist der gesellschaftskundliche, der soziologische.* Grundlegend für die Würdigung der amerikanischen Literatur ist es, daß die beiden Zentren, von denen aus das weite Gebiet der späteren „Vereinigten Staaten" besiedelt wurde, Virginien im Süden und Neuengland im Norden, ihrer sozialen Schichtung nach wesentlich verschieden waren. Die Pflanzer des *Südens* begründeten eine ausgesprochene Geschäftskolonie ohne jeden Gedanken an die Entwicklung einer politischen Sonderart; die Puritaner des *Nordens* waren ausgewandert mit der klar gefaßten Absicht der Staatengründung, wenn auch innerhalb des englischen Reiches. Im *Süden* bildete sich eine Herrenkaste heraus, die dauernd in geschäftlicher Verbindung mit dem Mutterlande stand und von dort auch ihre geistige Nahrung bezog; es herrschte die Einzelsiedlung vor; Stadtkultur fehlte. Im ganzen genommen haben die Südstaaten bis weit ins 18. Jahrhundert hinein kaum eine nennenswerte literarische Leistung aufzuweisen. In den *nördlichen* Puritanerkolonien herrschte von Anfang an eine engere Form der Siedlung vor; in größeren Dörfern und kleineren Städten blühte schon früh reges geistiges Leben. Zahlreiche Angehörige der oberen Bevölkerungsschicht waren Graduierte der englischen Universitäten; bereits 19 Jahre nach der ersten Einwanderung wurde das Harvard College als Bildungsstätte für den geistlichen Nachwuchs gegründet. Eine literarische Klasse von oft erstaunlicher Fruchtbarkeit sorgte für die Befriedigung geistiger Bedürfnisse, wobei zunächst allerdings alle schriftstellerische Produktion den Zweck religiöser Erbauung verfolgte. Leitender Gesichtspunkt für Stoffwahl und Formgebung war der Gedanke, die göttliche Vorsehung zu preisen, daß sie die Aufrichtung eines neuen Gottesreiches in der Wildnis gestattet habe; eine Literatur als Kunst um ihrer selbst willen kam in der Zeit der ausgesprochenen Puritanerherrschaft nicht zustande (keine Liebeslyrik; auf lyrischem Gebiete wurde allein der Nekrolog gepflegt). Seit Ende des 17. Jahrhunderts vollzieht sich allmählich ein Wandel: Es tauchen Erbauungsbücher auf, die bereits als eine Art „Romanersatz" gewertet werden können; sie schildern Erlebnisse und Abenteuer in der Wildnis, wunderbare Schicksalsfügungen und Errettungen. Zur Ausbildung neuer und eigener Formen kam es fürs erste in der jungen Kolonialliteratur nicht;

englische Tradition wirkte lange nach, und als zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Boston eine Art Dichterschule entstand, da wurde Pope für sie Gesetzgeber und Vorbild. — Wertvollstes Material für den Nachweis der soziologischen Bedingtheit des amerikanischen Schrifttums bringt neuerdings bei R. L. Rusk: The Literature of the Middle Western Frontier (New York 1925, 2 Bde.). — Zusammenfassend stellte der Vortragende noch einmal die drei wichtigsten treibenden Kräfte heraus, die auf das Werden der amerikanischen Literatur bestimmend eingewirkt haben: 1. Das Verhältnis der Kolonien zu England, 2. der puritanische Zug, 3. der demokratische Zug.

Geheimrat Förster, der in Berlin (1924) über „Englische Literatur und bildende Kunst in ihren Wechselbeziehungen" gesprochen hatte, wollte in seinem Vortrag *Die Shakespeare-Erinnerungsstätten in Stratford-on-Avon* an einer konkreten Aufgabe zeigen, wie das Leben eines Dichters sich aus anschaulichem Bildermaterial beleuchten läßt, wie daraus Bausteine zum Verständnis seiner Gesamtpersönlichkeit zusammengetragen werden können.

Mit kritischem Blick und tiefgründiger Kenntnis der kunstgeschichtlichen Zusammenhänge räumte der Vortragende bei der Betrachtung der in Lichtbildern gezeigten Shakespearestätten alles das beiseite, womit allzugutgemeinte Pietät und eine besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu beobachtende national- und lokalstolze Legendenbildung die Wirklichkeit des shakespeareschen Stratford umkleidet und teilweise zweifellos verfälscht hat (Geburtshaus des Dichters und Anne Hathaways Cottage!). Der Vortragende beschränkte sich nicht darauf, ein Bild von Shakespeares Heimat und Umwelt zu entwerfen, sondern er versuchte darüber hinaus das Typisch-Englische, das uns im Bilde dieser Umwelt, insbesondere in ihren architektonischen Formen, entgegentritt, herauszuarbeiten und zu zeigen, wie bei einer derartigen Betrachtungsweise zugleich einzelne charakteristische Züge des englischen Geistes heraustreten.

Professor Jones, London, behandelte im ersten Teil seines Vortrags *Some New Developments of Phonetic Theory* (in englischer Sprache) die Einteilung der Vokale, ausgehend von dem durch Viëtor grundlegend gewordenen Vokaldreieck.

In neueren phonetischen Schriften begegnet statt dessen das „Vokalviereck", das eine genauere Einordnung der beiden verschiedenen französischen a-Laute ermöglicht. Röntgenphotographische Untersuchungen haben dann weiterhin die Notwendigkeit einer neuen Anordnung der a-o-u-Linie erwiesen, so daß sich ein Bild des Vokalsystems ergibt, wie es der Vortragende seinem Pronouncing Dictionary beigegeben hat (genau genommen müßte die a-o-u-Linie eine noch stärkere Neigung nach vorn haben!). Grundlage bleibt dabei nach wie vor die Stellung der Zunge bei der Artikulation. Ein schwerwiegender Nachteil haftete beiden Anordnungen der Vokale von Haus aus an: Man setzte z. B. an eine Ecke des Dreiecks oder Vierecks i, ohne die besondere Art des i damit genauer zu charakterisieren, es war in einem Falle ein deutsches i, im anderen ein englisches usw.

Für wissenschaftliche Zwecke wurde es jedoch wünschenswert, ein System zu schaffen, das, unabhängig von irgendeiner besonderen Sprache, die genaue Festlegung jeder einzelnen Vokalvariation ermöglicht. Dies führte zur Aufstellung der acht so-

genannten „Grundvokale“ (Cardinal Vowels), die unverrückbare, feste Punkte des allgemeinen Vokalsystems bezeichnen und zu denen jeder andere Vokallaut durch Vergleich in Beziehung gesetzt werden kann. Dadurch wird es möglich, die Artikulation eines jeden beliebigen Vokallautes eindeutig zu bestimmen und eine unmißverständliche Anweisung zu seiner Aussprache zu geben. Die Grundvokale sind daher das wertvollste Hilfsmittel, andere Vokallaute zu erklären und zu lehren.

Im zweiten Teil seiner Ausführungen erörterte der Vortragende den „Unterschied zwischen Sprachlaut und Phonem“. In der Praxis machen wir keinen Unterschied zwischen dem k-Laut in den Verbindungen ki-, ka-, ku-; alle drei werden durch das gleiche Schriftzeichen wiedergegeben, und doch sind sie in ihrer Artikulation verschieden. Dasselbe gilt etwa von den t-Lauten in *t*en — a*t* the — *t*ree — ke*tt*le. Das Englische kennt zwei Variationen des l-Lautes, das „helle“ und das „dunkle“ l, beide in little vorkommend. Sie erscheinen dem Deutschen als zwei ganz verschiedene Laute und werden in der Praxis auch als solche gelehrt; für den Engländer gehören sie zu einer Einheit, für die in der neuesten phonetischen Forschung der Name „Phonem“ geprägt worden ist. Der Vortragende bezeichnet mit „Phonem“ eine Familie von Lauten, deren jeder einzelne in besonderer Lautverbindung gebraucht wird, und die nur untereinander verschieden sind entsprechend den auf ihre Artikulation einwirkenden Nachbarlauten. Laute, die in einer Sprache zu demselben Phonem gehören, können in einer anderen zu verschiedenen Phonemen gehören. Was für die Konsonanten zutrifft, gilt auch von den Vokalen. So sind z. B. die e-Laute in well und get verschiedene Varianten desselben Phonems. Daß die phonetische Umschrift sie durch dasselbe Zeichen wiedergibt, ist eine Ungenauigkeit.

Professor Schöffler, Köln, versuchte in seinem Vortrage *Die angelsächsische Welt und das Alte Testament* die Frage nach dem auffällig engen Zusammenhang zwischen diesen beiden Faktoren durch Begründung folgender Leitsätze zu lösen:

1. Von den um 1600 vorhandenen europäischen Kulturen haben die nichtkatholischen durch ihr Schriftprinzip engere Beziehung zur Bibel als der Katholizismus mit seiner starken Betonung der Tradition.

2. Unter den Reformationskirchen hat die Calvinistische wesentlich engere Beziehungen zum Alten Testament als die Luthersche, die viel stärker das Neue Testament heranzieht.

3. Die englische Kultur ist die einzige weiträumige, in der die Bildung einer alle Volksgenossen umfassenden Zwangseinheitskirche mißlingt. Freikirchentum hat zu allen Zeiten Interpretation à la lettre bedeutet. Der Sieg der Freikirchen 1640—1658 ist das Biblizistischst-Alttestamentlichste, was unser Kulturkreis gesehen hat.

4. Die ungeheure Wucherung alttestamentlichen Gedanken- und Anschauungsgutes in England wäre undenkbar, wenn England ebenso stark mit Judentum durchsetzt gewesen wäre wie die Gebiete des festländischen Calvinismus (Rheinlinie, Niederlande). Luther, einer der größten Antisemiten des 16. Jahrhunderts, zeigt, wie eng Antisemitismus und Kampf gegen das Alte Testament letzten Endes zusammenhängen. England als seit 1296 (bis 1657) praktisch so gut wie völlig judenfreies Land stand den Kulturwerten des Alten Testamentes unbefangen gegenüber und hat

deswegen sich alles Mosaische viel stärker zu eigen machen können als die festländisch-calvinistischen Völker, die mit *praktischer* Anwendung des Alttestamentlichen nie in dem Grade Ernst gemacht haben. — Den breitesten Raum innerhalb der aufschlußreichen Ausführungen des Vortragenden nahm die Erörterung und Begründung der unter Ziffer 3 und 4 zusammengefaßten Gedanken ein. In der Entstehung der Freikirchen haben wir eine Tatsache von ungeheurer Tragweite vor uns. Es handelt sich dabei nicht um unbedeutende, in nörgelnder Unzufriedenheit sich abtrennende kleine Gruppen, sondern um eine starke und machtvolle Bewegung, die nach und nach einen derartigen Umfang annahm, daß im Jahre 1800 bereits ein Fünftel und heute etwa die Hälfte des englischen Volkes in Freikirchen vereinigt außerhalb der Staatskirche steht. Daß dieses gewaltige Freikirchentum von Anfang an alttestamentlich orientiert war, hat einen wesentlichen Grund in dem viel leichter zu fassenden, anschaulichen, konkreteren Gehalt des Alten Testaments gegenüber den in viel höherem Grade lehrhaften und abstrakten Gedankengängen des Neuen.

So allein ist es auch zu verstehen, wenn die Auffassung sich bildet, das englische Volk sei die Fortsetzung des auserwählten Volkes Gottes. Daß unter den Mitgliedern des englischen Adels und in hohen und höchsten Staatsämtern im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte zahlreiche Juden begegnen, wird ebenfalls unter den oben geschilderten Voraussetzungen verständlich. Wie demgegenüber der kontinentale Protestantismus und insbesondere Luther und das Luthertum sich im Laufe ihrer Entwicklung in zunehmendem Maße von dem Alten Testament entfernten und damit zugleich auch dem Judentum mehr und mehr ablehnend gegenübertraten, belegte der Vortragende aus der Literatur des Reformationszeitalters und der beiden folgenden Jahrhunderte.

Professor Deutschbein, Marburg, sprach über *Den stilistischen Wert der sogenannten grammatischen Redeteile im Englischen.* In der Sprache der englischen Dichtung begegnen in zahlreichen Fällen Abstrakta, wo das Deutsche Adjektive vorzieht:

Bsp. Wordsworth, Tintern Abbey v. 1f.
Five years have past; five summers with *the length*
Of five long winters! — — —

deutsch etwa: ... fünf Sommer mit fünf *langen, langen* Wintern.
Oder daselbst, v. 110:

A motion and a spirit, that impels
All thinking things . .
deutsch etwa: ... *bewegter* Geist.

Besonders häufig ist diese Erscheinung bei Browning.

Bsp.: *The end* of evening smiles ...
deutsch etwa: der *sinkende* Abend lächelt ...

Die Wertung der grammatischen Redeteile ist im Englischen besonders stark entwickelt. So greift neuerdings immer mehr auch in der Prosa und selbst in der Umgangssprache der Gebrauch des Genetivs und das in der Dichtung des 19. Jahrhunderts häufige Hendiadyoin um sich. (Grund: der attributive Satzcharakter des Englischen.) Dabei bleibt das Englische nicht beim Abstraktum stehen, sondern verwendet in zunehmendem Maße auch Konkreta zur Wiedergabe dessen, was das Deutsche vorzugsweise durch Adjektive bezeichnet. Beispiele aus der neuesten englischen

Romanliteratur: Mr. N. lives a hell of a way off. — I had a devil of a time yesterday. — They are making the hell of a mistake. — He was not a success. — Dinner was perfection.

Englische Stilistiken der neueren Zeit warnen vor der Anwendung des Adjektivs. Besonders bevorzugt wird das Substantiv vor dem Adjektiv (devil statt devilish usw.) in emotionaler und anschaulicher Ausdrucksweise; die Mundarten liefern dazu besonders lehrreiches Material. An derartigen Erscheinungen dürfen wir nicht vorübergehen, wenn wir die besondere Färbung eines Textes erkennen und nicht nur das Begriffliche des Textes verstehen wollen. Wenn eine sprachliche Form durch den Gebrauch „abgegriffen" ist, dann geht die Entwicklung der Sprache dahin, die nächsthöhere Gattung der Redeteile zu gebrauchen. So läßt sich etwa der Ersatz von to walk, to ride durch to take a walk, to have a ride erklären oder der bevorzugte Gebrauch von length statt des „abgegriffeneren" long.

Die Erörterung all dieser Erscheinungen ist gerade in der Gegenwart besonders wertvoll. Die Veränderungen, denen die englische Mentalität augenblicklich so sehr unterworfen ist, finden ihren Niederschlag in der Sprache.

Professor Schirmer, Bonn, leitete seinen Vortrag *Der moderne englische Roman* ein mit einer kurzen Würdigung der bedeutsamen neuen geistigen Strömungen, die im spätviktorianischen England aufzutauchen begannen. Im Laufe der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts begann man die Kunst des viktorianischen Zeitalters als lebensfremd zu empfinden. Dichter wie Dickens, Thackeray, Mrs. Gaskell hatten wohl realistische Bilder ihrer Zeit gezeichnet und Probleme gesehen; sie hatten es aber nicht gewagt, diese Probleme nun auch wirklich kämpfend anzugreifen. Jetzt erstrebte man Wahrheit um jeden Preis, und der Roman wurde diejenige Form der Literatur, die sich in den Dienst des Kampfes um das Neue stellte. Die neue Romankunst suchte zunächst Anlehnung an französische Formen, aber der Versuch des Imports des französischen Realismus mißlang; was davon verblieb, ist nicht viel mehr als Handwerkliches. Auch russischer Einfluß (Gogol, Dostojewski) vermochte nicht in die Tiefe zu wirken, dazu waren die Möglichkeiten russischen und englischen Lebens zu wesensverschieden. Die Lehren des russischen Realismus wirklich innerlich zu erfassen gelang nur Joseph Conrad, der von Geburt selbst Slave war. Mystisches, Theosophisches drang in reichem Maße in den neuen englischen Roman ein; von ungeheurem Einfluß waren die Ergebnisse psychologischer Forschung, vor allem aber die Theorien und Experimente Sigmund Freuds auf dem Gebiet der Psychoanalyse. Alle Kraft wird aufgeboten, dem Ich ins Gesicht zu schauen, das Selbst ist heilig; Schriftsteller wie May Sinclair versuchen es herauszuschälen in überstarkem Betonen des sexuellen Instinkts. Nach der Seite der Kunstform betrachtet, hat der englische Roman der Gegenwart zwei Wege vor sich, die sich in der jüngsten Entwicklung abzeichnen, die barocke Linie und die klassische Linie. Auf der ersten, wohl schon ihr Ende bezeichnend, bewegt sich J. Joyce, *Ulysses*. Hier ist alle Grammatik, alle Stilistik verworfen, nur durch das Gesetz der Assoziation bestimmte Aneinanderreihungen von Bewußtseinsinhalten, atomistische Aufzeichnungen läßt der Verfasser sich vor dem Leser abrollen, ihre Ergänzung und Vervollständigung diesem überlassend. Der Schlußsatz des *Ulysses* zieht sich ohne Interpunktion (!)

über 42 Seiten hin und ist als Ganzes überhaupt nicht mehr zu fassen. Auf dieser Linie ist eine Weiterentwicklung nicht möglich; richtungweisend kann nur die klassische Linie sein, ohne daß dadurch etwa eine Rückkehr zu viktorianischen Formen bedingt wäre.

Berthold Cron.

Romanistische Vorträge.

Es war Zufall, daß in der ersten allgemeinen Sitzung drei Romanisten zu Worte kamen, weil für diese Themata ein Interesse vorausgesetzt wurde, das über das Fach des Italienischen oder Französischen hinausging. So sprach Universitätsprofessor Dr. Franz über *Körper und Seele im Dichtwerk, mit Beispielen aus Dantes Göttlicher Komödie.* Es gibt jetzt viele Bestrebungen, vom Körper aus das seelische Leben zu beeinflussen. Auch beim Dichter werden seelische Vorgänge körperlich dargestellt, und zwar immer in der Bewegung des Körpers. Dieser Gedanke wurde an der Interpretation von Purgatorio 21 und am Problem der potentiellen Bewegungen ausgeführt; das sind solche Körpervorstellungen, die nur im Zusammenhang mit körperlicher *Bewegung* dichterisch gewürdigt werden können.

Universitätsprofessor Dr. Winkler (Innsbruck) sprach über *Sprachmusik und Stilistik.* Laut und Begriff stehen in Wechselwirkung; die phonetische Untersuchung der Sprachmusik muß die Verbindung mit der Stilistik, dem Reich der Werte, aufnehmen; die Sieversschen sprachmelodischen Anschauungen können in diesem Zusammenhang verwertet werden.

Universitätsprofessor Dr. Küchler (Wien) beantwortete die Frage: *Wie sollen wir Molière beurteilen?* dahin, daß wir nicht zu viel von seinem Leben aus seiner komischen Dichtung herauslesen dürften. Molière ist kein Realist, denn er übertreibt seine Charaktere, und zwar nicht um ihnen höhere Wahrheit zu geben, sondern um die komische Wirkung zu erhöhen; Harpagon und Dandin stehen für ihn nicht an der Grenze des Tragischen. Er ist kein Moralist, denn von der Seite der billigen Sittenlehre, die er verkündet, ist seinen Komödien nicht beizukommen. Er ist erst recht kein Denker, der sein Leben dem Kampf für seine Erkenntnisse weiht, sondern ein Genie auf dem Gebiete des komischen Theaters.

Privatdozent Dr. Friedmann (Leipzig) sprach über *Einige Strömungen in der französischen Lyrik der Gegenwart.* Der Vortragende ging von der allgemeinen Krise der französischen Geistigkeit am Ende der 90er Jahre aus und zeigte den Zusammenhang zwischen *Neuklassik* und *Nationalismus* auf. Hauptvertreter der ersteren ist Jean Moréas. Die eigentliche Reaktion gegen die symbolische Richtung sieht F. im *Naturismus.* Dessen Führer ist St. Georges Bouhélier, theoretisch stärker als praktisch. Naturismus ist *soziale* Dichtung. Der Einfluß der *Russen* macht sich hier geltend. Eine der bedeutendsten Erscheinungen ist die Gräfin *Noailles.* Die Gruppe der *Abbaye* steht dem Naturismus nahe. Der Vortragende schilderte die Entwicklung *Duhamels, Romains', Vildracs* u. a., die durch den *Unanimismus* hindurch zur *Menschheitsdichtung* gelangten. Die jüngsten Erscheinungen des *Expressionismus* wurden sodann geschildert und ihre Eigenart mit der *Nachkriegsmentalität* im allgemeinen und mit der *Einwirkung des Films* im besonderen in Zusammenhang gebracht. Als Ab-

schluß des Vortrages wurde die Entwicklung *Valérys* in knappen Umrissen skizziert und auf die Bedeutung dieser von Verstandeselementen absehenden *rein lyrischen Kunst* hingewiesen und gezeigt, wie sich in Valéry eine *Synthese der Haupttendenzen der Lyrik* der letzten Jahrzehnte seit Mallarmé findet.

Universitätsprofessor Dr. Gelzer (Jena) gab eine *Darstellung des Entwicklungsganges von Henri Barbusse.*

Beginnend als Journalist und Lyriker hinüber zum Roman. Nach Versuchen und Talentproben, *L'enfer, Nous autres,* der große Erfolg, *Le feu.* Von da ab ganz in die Politik, *Clarté, La lueur dans l'abîme, Le couteau entre les dents.* Parallel dazu seine politische und weltanschaulische Entwicklung: Vom Sozialisten, der geistig durchaus auf der Aufklärung basiert, hinüber zur dritten Internationale Lenins. Neben der theoretischen politischen Arbeit in den Romanen und Schriften die praktische reine Werbetätigkeit unter den Kriegsteilnehmern. Organisatorische Arbeit, Herüberziehen der republikanischen Combattants zu den Ideen der Gruppe Clarté und zuletzt zum russischen Kommunismus. In allerletzter Zeit wieder Rückkehr zur Form des Romans: *Les enchaînements* und der Novellenband *Force.* Die Wertung vom *l'art pour l'art*-Standpunkt ist leicht: Durchschnittsbegabung vorher und nachher, einmal ist er über sich selbst herausgekommen, in dem großen Kunstwerk *Le feu.* Aber für die komplexe Persönlichkeit von B. ist diese Beurteilung zu eng. Er ist ein Nachfahre der Aufklärung, ein aktueller und aktiver Voltaire, der seinen Platz in der Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts hat und behalten wird.

Arthur Franz.

Bericht über die spanische Gruppe.

In Düsseldorf fand die Hispanistik naturgemäß nicht denselben Resonanzboden wie in Berlin. Die Rheinprovinz liegt Frankreich zu nahe, als daß dort auf ein eingehenderes Studium des Französischen verzichtet werden könnte. Trotzdem war auch die Düsseldorfer Tagung für die Hispanistik nicht ohne Bedeutung. Zum ersten Male hatte auch die spanische Regierung einen amtlichen Vertreter, den Direktor der Biblioteca de Menéndez y Pelayo in Santander, Dr. M. Artigas, entsendet. Vorträge hielten:

Studiendirektor Prof. Dr. Greif, Berlin, *Der iberische Kulturkreis und unsere höheren Schulen.*

Den Auftakt bildete ein besonders für Nicht-Hispanisten bestimmter Vortrag. Der Vortragende trat warm für die Pflege der Beziehungen zu den iberischen Völkern ein. Nicht nur in Spanien hat man große Sympathien für Deutschland, sondern auch in Portugal, das nur widerwillig unter dem Druck der Entente in den Krieg gegen uns gezogen ist. Das neu erwachte geistige Leben, namentlich in Coïmbra, wird auch dieses Volk wieder emporführen. Überall auf der Pyrenäen-Halbinsel zeigt sich der Wille zum Fortschritt. Es ist deswegen nötig, daß wir diesem Gebiete mehr als bislang unser Interesse zuwenden und uns mit seiner Sprache und Kultur befassen.

Prof. Dr. Haack, Hamburg, *Die Auswertung der spanischen Literatur für den Unterricht.*

Der Vortrag wird in den Neueren Sprachen abgedruckt.

Dr. M. Artigas, Santander, *Wie soll der deutsche Philologe in Spanien studieren?* (in spanischer Sprache).

Bei der geringen Zahl der Hispanisten bietet Spanien den deutschen Philologen ein reiches Feld der Betätigung. Die Mundartenforschung hat auf der Pyrenäen-Halbinsel erst eingesetzt. Mehrere Institute (wie das Institut d'Estudis Catalans) sind ins Leben gerufen und wertvolle Arbeiten auf diesem Gebiete erschienen (z. B. Krügers Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten), aber es bleibt noch viel zu tun übrig. Das Baskische ist trotz der Arbeiten von Schuchardt, Meyer-Lübke u. a. immer noch eine Sphinx. Für das Mittelalter fehlen noch kritische Ausgaben sogar bedeutenderer Schriftwerke. Die Cancioneros müssen gesichtet und neu bearbeitet werden. Es fehlt noch eine zusammenhängende Darstellung der spanischen Renaissance. Auch die klassische Zeit ist durchaus noch nicht erschöpft. Eine brauchbare Biographie des Cervantes soll noch erst geschrieben werden. Das Lopestudium befindet sich noch in seinen Anfängen.

Die Mitarbeit des deutschen Philologen ist daher sehr erwünscht. Wie sollen die Philologen nun das Spanische studieren? Zum Studium der Sprache stehen verschiedene Einrichtungen zur Verfügung. In Madrid sind für Ausländer die Kurse der Junta para Ampliación de Estudios eingerichtet, und neuerdings auch die der Arbeitsstelle für deutsch-spanische Wissenschaftsbeziehungen (Dr. G. Moldenhauer, Madrid, Fortuny 15). In Santander sind unter der Leitung des Vortragenden schon mehrere Kurse abgehalten worden, an denen gerade Deutsche besonders zahlreich teilgenommen haben. Die genannten Institute haben auch das Studium der staatlichen Einrichtungen, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Verhältnisse auf der Pyrenäen-Halbinsel mit in ihren Aufgabenkreis gezogen. Für das eingehendere Studium stehen viele Bibliotheken, neben den Staatsbibliotheken auch die von dem Vortragenden verwaltete Bibliothek des Menéndez y Pelayo, den Ausländern zur Verfügung. Dann sind in Spanien die vielen Archive mit ihren noch unerforschten Reichtümern. Kurz, in Spanien braucht der Philologe nicht lange nach Arbeitsgebieten zu suchen.

Dr. Artigas sprach auch über *Das Wesen des Gongorismus*.

Der Einfluß Góngoras beschränkt sich nicht auf seine Zeit. Seine Ziele waren ähnliche wie die der Symbolisten und Parnassiens, und es ist deswegen verständlich, daß er auch in unserer Zeit Verehrer und Nachahmer gefunden hat und wieder in den Mittelpunkt der literarischen Forschung gestellt worden ist. Neuausgaben seiner Werke und Abhandlungen über ihn sind die Folge. G. ist ein echter Humanist des 16. Jahrhunderts. Er sucht und findet seinen Verkehr bei der Aristokratie und hält sich fern vom profanum vulgus. Seine Kunst ist nicht für das Volk. So steht er im Gegensatz zu Lope, der in seinem Nuevo Arte de hacer Comedias für das Theater fordert, daß der Geschmack des Volkes die Richtschnur für den Dichter sein müsse. Góngora sieht alles nur durch die humanistische Brille. Die Verse Vergils klingen ihm immer in den Ohren. Er will die spansiche Sprache veredeln. Die Dichtung soll sich durch den musikalischen Charakter der Sprache auszeichnen. Das geschieht auf Kosten des Inhalts. Viele seiner Dichtungen der späteren Zeit sind deswegen schwer verständlich. Aber sein Verdienst ist es, den Schatz der Sprache durch neue Wort-

bildungen und Metaphern bereichert und der Syntax die Steifheit genommen zu haben.

Privatdozent Dr. Großmann, Hamburg, *Die nationale Philologie im spanischen Amerika.*

Der erste große Philologe seit der Loslösung der südamerikanischen Kolonien ist der Venezolaner Andrés Bello. Sein Hauptwerk ist seine Gramática de la Lengua Castellana (1845), „noch heute die vollständigste und gründlichste Grammatik des modernen Spanisch". B. hat auch als Rechtslehrer, Philosoph und Literat eine erstaunliche Tätigkeit entfaltet und als Philologe einen großen Kreis von Schülern um sich versammelt. Er ist konservativ und wurzelt in der klassisch-europäischen Tradition. Ihm ist seine Sprache ein freundschaftliches Bindeglied zwischen den verschiedenen Nationen spanischer Zunge in beiden Erdteilen. Nach ihm wird es anders. Zur Zeit der literarischen Romantik und des politischen Chaos in Südamerika tritt man in bewußten Gegensatz zum Mutterland. Die sog. Amerikanismen-Wörterbücher, die ersten Dichtungen im Gaucho-Dialekt, von kunstmäßigen Dichtern in bewußt volkstümlichem Tone abgefaßt, sollen eine spezifisch amerikanische Sprach- und Kulturentwicklung beweisen. Dazu kommt die erste planmäßige Einführung von Gallizismen, wie sie z. B. bei Sarmiento zu beobachten ist, die dem heimatlichen Idiom eine andere Färbung geben sollen. Die Philologie der Amerikanismenjäger hat zweifelhaften Wert, aber sie hat den Vorzug, daß um die Mitte der neunziger Jahre die Inventarisierung des Wortschatzes in fast allen südamerikanischen Republiken zum Abschluß gelangt ist, während im Mutterlande noch heute Regionalwörterbücher in ähnlicher Vollständigkeit fehlen.

Inzwischen war aber eine neue Zeit für Südamerika heraufgekommen. Es hatte den Anschluß an Europa gesucht und gefunden. Die Einwanderung hatte viele wertvolle Kräfte gebracht, und so tritt auf linguistischem Gebiet ein Wandel ein, die vergleichende Methode und die historische Grammatik werden eingeführt. Zwei Deutsche sind ihre glänzenden Bahnbrecher, und ein vielleicht noch größerer Einheimischer, der Bogotaner Rufino José Cuervo, der die wichtigsten Jahre seines Lebens in Paris zugebracht hat. Cuervo, in seiner Geistesverfassung dem Bello verwandt, hat sein Werk fortgesetzt. Seit 1874 ist die Gramática de la Lengua Castellana, die von nun ab als Bello-Cuervo zitiert wird, oft aufgelegt worden und bis heute das Standardwerk geblieben. Leider ist Cuervos Diccionario de Construcción y Régimen de la Lengua Castellana nicht über den Buchstaben D hinausgelangt. In den Apuntaciones críticas sobre el Lenguage Bogotano (1867) hat er zum erstenmal auf sprachvergleichendem Wege festgestellt, daß der Dialekt von Bogotá noch viele Formen aus dem Andalusischen, Aragonesichen und andern Dialekten der Península enthält, jedenfalls aber altes Sprachgut die Grundlage bildet. Sprachvergleichend ging auch Rudolf Lenz vor. In seinem Diccionario Etimológico de las Voces Chilenas derivadas de las Lenguas Indígenas Americanas (1905/10) setzte er die indianischen Lehnwörter der chilenischen Umgangssprache in Beziehung zu dem eingeborenen Sprachschatz der übrigen spanischen Dialekte des Kontinents, und in seinem zweiten Meisterwerke: La Oración y sus Partes (Madrid 1920) hat er Wundts sprachpsychologische Erkenntnisse für die spanische Welt nutzbar gemacht. Hanssens „Spanische Grammatik auf historischer Grundlage" ist für den

Amerikanisten vielleicht zu einseitig auf den älteren peninsulären Laut- und Formenstand eingestellt. Südamerika hat sich wieder eng an Spanien angeschlossen, und diese Wiederannäherung, die im Día de la Raza u. a. ihren Ausdruck findet, ist tief innerlich begründet. Jetzt ergeht allenthalben in Argentinien und Chile der Ruf: Lehrt in den Schulen Castizo-Spanisch, d. h. die Normalsprache des Mutterlandes. Zur Pflege dieser Beziehungen läßt man die bedeutendsten Philologen der Halbinsel zu Gastvorlesungen herüber kommen (Castro, Montoliu), der bekannte Quesada und andere bedeutende Wissenschaftler pflegen den Panhispanismus, die Zeitungen haben philologische Plauderecken, die sog. amerikanische Orthographie ist überall (außer in Chile) wieder verschwunden, die argentinische Akademie tritt in enge Beziehungen zu der spanischen. Südamerika hat seine alte Rassenzugehörigkeit wieder entdeckt, besitzt aber andererseits genügend Eigenkultur, um nicht fürchten zu müssen, daß es in der Zusammenarbeit mit Spanien seine Eigenart verliert. Die Arbeiten des Instituto de Filología in Buenos Aires und das Instituto de Literatura Argentina zeigen, daß man auch die sprachwissenschaftliche Forschung in amerikanisch großzügiger Weise betreibt. Ricardo Rojas, der erste Inhaber eines Lehrstuhles für argentinische Literatur, ist der geistige Mittelpunkt, in dem die beiden Linien, die hispanistische und die nationalistisch-amerikanische, zusammenfließen. Diese Entwicklung in Amerika gibt uns die Antwort auf die Frage: Spanisch oder Spanisch-amerikanisch? Peninsuläres Spanisch als selbstverständliches Fundament des großen spanischen Sprachgebäudes, aber unter seinen Korridoren und Flügeln soll auch der amerikanische nicht fehlen.

Studienrat Dr. Schecker, Bremen, *Spanische Volkskunde.*

Bei der Erforschung der spanischen Volkskunde muß man sehr kritisch zu Werke gehen. Man muß z. B. bei dem Studium des Folklore mißtrauisch sein gegen Sammlungen wie Truebas *Cuentos Populares.* Durch die hier vorgenommene Bearbeitung des Materials werden die Volksüberlieferungen gefälscht. In Spanien kann man wie in kaum einem andern Lande folkloristisch interessante Beobachtungen machen. In vielen Volksüberlieferungen finden wir noch Reste mittelalterlichen Denkens erhalten. Bezeichnend ist auch der Reichtum an Sprichwörtern.

Der Vortragende trug dann aus seinen Sammlungen Proben zu einzelnen Kapiteln der Volkskunde vor, z. B. Gebete und Formeln für Beschwörungen und Besprechungen, die Rufe der Verkäufer auf den Straßen, die Requiebros u. a. m.

Universitätsprofessor Dr. Krüger, Hamburg, *Volkstümliche Kultur auf der Pyrenäen-Halbinsel.*

K. behandelte in seinem Vortrage die Kultur des nordwestlichen Gebirgsgebietes an der Grenze von Spanien-Portugal, Provinz Zamora. Dem rauhen Gebirgscharakter der Landschaft entsprechend ist der Mensch dort karg und ernst und zeigt in Tracht, Wohnung und Gebrauchsgegenständen einen ausgesprochen archaischen Charakter. Aber trotz der Abgeschiedenheit tritt auch hier schon der Verfall der alten Trachten, Sitten und Gebräuche ein, den wir auf den Nachbargebieten beobachten, wo z. B. der Bergbau das Leben der Bevölkerung von Grund auf geändert hat (vgl. Palacio Valdés: Aldea Perdida). Im einzelnen wurde mit Unterstützung von Lichtbildern der Stand der archaischen Kultur illustriert.

Da Haus in seiner ältesten Form als Rundbau, in seiner Weiterentwicklung zum Langbau und zum Zweigeschoßbau; die innere Raumeinteilung, die Bedeutung der Feuerstelle im kaminlosen Bauernhaus, der Ofen; die Mühlen, Handmühlen, Wassermühlen, Walkmühlen; die landwirtschaftlichen Geräte wie Egge, Pflug, Sichel, Dreschflegel, die Fuhrwerke mit ihren Scheibenrädern, die Schlittenwagen; Bienenstöcke, Ziegeleien in ihrer primitivsten Form.

Gustav Haack.

Schlußbericht.

Den letzten Vortrag über *Organisationsfragen* hielt der Unterzeichnete, über den er demnächst gesondert berichten wird. Er leitete gleichzeitig zur *Geschäftlichen Sitzung* über, in der über einige wenige zur Erledigung gelangte Punkte abgestimmt wurde, die übrigen wurden der nächsten Tagung überwiesen, für die von Hamburg eine Einladung vorlag, überbracht von Oberschulrat Dr. Meyer und dem allverehrten Professor Wendt, der auch in launigen Worten unser aller Dank an die gastgebende Stadt und den rührigen Vorstand zum Ausdruck brachte.

Theodor Zeiger.

LEITSÄTZE,

betr. die schriftlichen Arbeiten, angenommen in der Versammlung der Berliner Neusprachlichen Arbeitsgemeinschaft am 11. Februar und 11. März 1926.

1. Mindestzahl der zur Korrektur anzufertigenden Klassenarbeiten
   a) *Unterstufe*: Bei sechsstündigem Unterricht mindestens zwölf Arbeiten im Jahre. In VI die erste Arbeit erst nach den großen Ferien.
   b) *Mittelstufe*: Bei vier- bis fünfstündigem Unterricht mindestens zehn Arbeiten im Jahre.
   c) *Oberstufe*: Bei vierstündigem Unterricht mindestens acht Arbeiten im Jahre, darunter fünf bis sechs freie Arbeiten. Bei dreistündigem Unterricht mindestens sechs Arbeiten im Jahre, darunter vier freie Arbeiten.
2. Art der Arbeiten.
   a) Unter den zur Korrektur anzufertigenden schriftlichen Arbeiten stehen auf allen Klassenstufen die freien Arbeiten an erster Stelle. Daneben sind auf allen Klassenstufen Diktate unerläßlich, doch dürfen sie nicht überwuchern.
   b) Die freien Nacherzählungen schließen sich auf der Oberstufe an einen fremdsprachlichen oder einen deutschen Text an. Auf der Mittelstufe ist für diese Arbeiten in der Regel ein fremdsprachlicher Text zu benutzen.
   c) Hinübersetzungen (aus dem Deutschen in die Fremdsprache) sind in der Unterstufe möglichst wenig anzufertigen, auf der Mittelstufe nehmen sie zur Befestigung der Grammatik einen breiteren Umfang ein, auf der Oberstufe sind sie nach Möglichkeit ganz zu meiden.
   d) Es wird empfohlen, auf der Oberstufe an Stelle des Diktates gelegentlich die Uebersetzung eines kürzeren Abschnittes aus der Femdsprache in das Deutsche treten zu lassen oder (auch im Anschluß daran) die deutsche Inhaltsangabe eines längeren fremdsprachlichen Abschnittes.

3. Aufgaben für die Reifeprüfung.
   1. Freie Arbeiten im Anschluß an einen vorzulesenden Text und zwar
      a. deutschen Text,
      b. fremdsprachlichen Text, besonders dann, wenn Umformung von einem bestimmten Gesichtspunkt aus gefordert wird.
   2. Freie Arbeit im Anschluß an Gelesenes oder Besprochenes.

   Doch ist 1. besonders zu empfehlen.

Berlin. M. Fuchs.

CHARTERHOUSE SCHOOL, SURREY.

In giving an account of my day's impressions at Charterhouse School, Godalming, in Surrey, I do not mean to give a detailed description of the British system of education, but rather want to try and give my readers the glimpse I caught of English Public School life, and of the spirit that seemed to be its very essence.

One of the masters of Charterhouse, to whom I was introduced during my stay at Elstead, Surrey, was kind enough to arrange for me to spend a day at the school.

The history of Charterhouse, like Harrow and Eton one of the leading public schools in England, dates as far back as the 14th century. The old buildings in London, once a Carthusian monastery, — the name Charterhouse being a corruption from Chartreuse —, had after the dissolution of the monasteries changed hands under the Tudors, and become a private mansion of historic interest. In 1611 the property was taken over by Thomas Sutton, who laid the foundation of the present school, endowing it with agricultural lands in various counties. As a brotherhood for 80 old gentlemen pensioners, — remember old Colonel Newcome, — and a school for 40 poor boys, it passed under the name of the Hospital of King James in Charterhouse through all kinds of vicissitudes, until in 1872, owing to a depreciation in land values that meant a sore loss of income to the Hospital, the portion of Charterhouse occupied by the school was sold to the wellknown City Guild of Merchant Taylors, who still retain it.

With the capital thus gained new schoolbuildings were erected on the heights above Godalming in 1872. But the old atmosphere and tradition accompanied the Carthusians into their new home, being rejuvenated, as it were, at the heart of nature, and of the Surrey downs. The spirit of old Carthusian Headmasters such as Nicholas Gray, and of old Carthusian boys, such as Joseph Addison, Richard Steele, John Wesley, William Makepeace Thackeray, Thomas Lovell Beddoes, and others permeate the new site, leaving their mark upon the place.

To Charterhouse then I set out one morning. Leaving soon after breakfast in most gorgeous sunshine, the country all aglow with autumn tints and shadows, I caught the motorbus at the village green. These dear old English villages and country lanes! So fresh and clean, and the air sweet, and the birds chirping in the bushes. According to tradition, as one of the masters told me, the blue bright sky, the right setting for Charterhouse.

Several schoolchildren were in the bus going to Godalming, — a drive of about 5 miles, — and one dear little chap with gentle face and soft voice smiled confidingly up at me, when I sat down next to him. Soon we were the best of friends, he chatting away about his

school experience, — in his 3rd term, — and wanting me to do sums with him, — "the taking-away, sub-tr-action it's really called" —. And then spelling, all sorts of words, and delighted to find he could do it so much better than he had thought. The height of good feeling was reached, when the little chap asked whether I had a large house, and this being negatived, proudly stated: "Oh, I have!" But this difference of our worldly fortunes meant nothing to him. By the time we both got out at Charterhouse Bridge, where the way leads up the hill to the Colleges, I had forgotten all about my fare, until gently reminded by the motor-driver. There our ways parted, the little fellow with reluctance up the hill, following me with his eyes full of queries, I down the hill at first — Charterhouse Road — to meet my Charterhouse friend. On our way to the school, up the hill and through the high arched entrance, he introduced me to two or three of his colleagues, the masters in their black caps and gowns walking to their respective classrooms, and the boys strolling across the quadrangle in groups, or arm in arm.

The time-table at Charterhouse is as follows:

School hours are 7.30—8.15. Chapel at 9.25, then school from 9.45—10.45, and again from 11.15—12.15, and 12.15—1.0. Wednesday and Saturday are half-holidays, on other afternoons there is school from 4 to 6. — In Summer school goes on till 1.15, and there are three half-holidays. Afternoon school is then from 2,15 to 4,15. There is evening preparation from 7.30 to 9.0, then prayers in Houses, and preparation for seniors from 9.15 to 10. — On Sunday morning there is Chapel 10.30—11.15, followed by a Scripture lesson. Evening chapel is at 7.0. There is a voluntary service (High Communion) on Sundays at 8 o'clock.

The first lesson I went to, was one in history, in which the modern history of Egypt was touched on. It was given to an Under Fourth form, i. e. boys normally at the end of their first year at Charterhouse with an average age of 14 ½. They would correspond to Tertia. The history master, an "advanced" young man, quite natural and simple, with broadminded ideas, lectures also to the prisoners in Pentonville Prison.

It was both interesting and amusing to follow his discursions on Egyptian history and the interference of foreign powers, such as England under Gladstone, and France under Napoleon.

"Now I don't mean to say that England did not do a lot of good there; but having invested a great deal of money in Egypt we stuck to Egypt, as we were afraid to lose our money. Well, that is quite a natural thing to do, I suppose, but after all, nothing to be specially proud of."

Then about the battle of the Nile, when Nelson destroyed the French fleet, and the French army gradually mouldered away in consequence, having its means of transport cut off. Only Napoleon managed to worm himself out of it, leaving his army and soldiers to their fate.

"Shame on him!" Half-smothered ejaculations from the boys. You ought to have seen them, little men with all the calm self-possession and matter of course behaviour of grown-ups. Only just now and then, when the young master made a joke, their black coats and long trousers did not prevent a mischievous grin and a twinkle of the eye, full of thorough understanding of good fun. (The black coats and long trousers are not meant as a uniform, — unless men's fashion is considered as such.)

When finally the remark was passed by the master that Gordon, one of England's great soldiers, who lost his life at Khartoum, had no business whatsoever to have done what he did, and thus almost asked for what came to him in the end, — assassination —, one of the boys started arguing about it.

"You know nothing about it, Hughes."

"Oh yes, I do, sir!"

"No, you don't. But I shall reserve any argument until later on, when you do know more about it."

"Oh, but I do, sir!"

"Shut up, Hughes, or I'll make you write an essay on it!" This with a laugh.

"Oh, — sir —!" Long drawn out, like a sigh of reproach. And yet quite friendly, almost trustingly assuming that the master really did not mean it.

The whole atmosphere in this history lesson was one of thoroughly good comradeship, just like a group of boys crowded round an other lad, who happens to know a little more than they do, and who is ready to impart his knowledge to them and help them on with it. It was more like a conversation, notes taken down, and queries thrown in now and then, if anything in particular had roused the boys' special interest. Often the master was not certain of an exact date, confessing frankly that he had forgotten it, but telling them where to find it. As I was told later on by one of the form-masters, considerable changes have taken place in so far that the examination boards for teachers lay far greater stress upon their candidates having a fair bibliographical knowledge and knowing where to replenish their information and how to impart it, than upon their being walking encyclopaedias.

It was all such a nonchalant, almost merry kind of lesson, refreshing and stimulating, the actual facts and information being thrown in more, as it were, into the genial atmosphere of comradeship and understanding of a boy's needs and interests.

At 10.45 the lesson was over, and the boys, — now about 600 boarders in all against the 40 Foundation Scholars of 1611 —, assembled in the quadrangle and the outer courts to have a compulsory quarter of an hour's Swedish drill, going in for it with all their might and main, and laughing faces. It was jolly to watch them, — I was almost tempted to join in. The senior boys of all the houses have their own particular set to drill, being responsible for good results. The feeling of responsibility is one of the main features of a Public School and is deliberately roused and developed in the boys, responsibility of the stronger for the weaker, a kind of chivalry if you like, an attitude towards life that, in its truest form, can be an unfailing source of healing and strength.

Charming types may be found among the lads. One sees the perfect gentleman, with all the natural ease of speech and manners, inborn, inbred, — in the literal sense of the word, well-bred. One is reminded of what Ruskin says on that point.

Comparing German and English education, the form-master said: "The German general education in elementary schools (Volksschulen) and secondary schools (Mittelschulen) is certainly superior to ours. How many of the servant class in England are analphabets even now, in spite of compulsory education. — But if the Germans beat us on the lower scale, we beat them on the higher. If a boy makes real use of all the chances offered him at college, and does not allow

the calls upon his time in the way of sport and games to oust his literary and educational interests, he ought to do very well. For the really best of the public schoolboys, — I don't mean the average, — are from every point of view on a high level; they combine knowledge with this finer sense of insight and good breeding which comes of experience, — the experience of centuries."

There is much truth in that, I feel. For mere knowledge of facts alone is of no avail, unless this gentleness, the wise heart that is ever young, is stretching forth its hand of welcome.

After a further 15 minutes' recreation, lessons, two of which I attended, were resumed. They were in German. The first lesson was given to a set of boys in Fifth and Under Fifth forms, i. e. in the third and fourth forms from the top of the school, (roughly corresponding to Ober- and Unter-Sekunda). Some of them had done German for more than two or three terms. — The second lesson was given by my friendly guide. His boys were in the Sixth and Under Sixth forms (i. e. Prima and Unter-Prima). Their average age is just seventeen, and while some had learnt German for 1½ years, others were only in their second or third term. Normally boys begin German in Under Fifth, but conditions are not at present quite normal. — There are three terms in the year, varying from eleven to thirteen or fourteen weeks. A good boy should get two promotions a year up to the Under Fifth. In Fifth, Under Sixth and Sixth boys usually spend a year. The abler boys enter at 13½ or 14 in Upper Fourth or Remove, so that they can have two or even three years in the Sixth.

In this last lesson, too, a certain ease and even slackness was manifest, (for it was getting on to lunchtime). But quite open and unabashed, with a smile or a laughing word. One of the striking facts about most English school life is that the boys are on the whole ashamed of deceiving the masters. There are exceptions, of course; but as I was told by an old friend, himself a former headmaster, foreigners who have taught in England have been very much struck by the comparative absence of lying. It may perhaps be due to the fact that English boys as a rule look upon their master as their friend. A story is told about Thomas Arnold, the famous headmaster of Rugby, that the boys said of him: "It's a shame to lie to Arnold because he believes you." Arnold certainly contributed towards forming a new relationship between master and pupil.

At 1.30 we had lunch. I had it with the Verrites, the boys of one of the houses. There are eleven houses at Charterhouse: the biggest contains 70 boys, and the smallest 40. The annual expense for tuition and board is about £ 200,—, but some boys pay more, as they may have the right to run up bills at the school shop for food, materials for games etc.; and many have all their clothes made by the tailor in Godalming. The headboy in each house, aided by his monitors, chosen from the senior boys, keeps order in the house, and is in a way far more important than the Housemaster. It is through him that the Headmaster governs. The boys themselves make use of corporal stimulus, so that "six" means their giving six whacks with a cane on the seat of punishment. The fact that the boys themselves can carry these things out has some significance for the whole question of selfgovernment. The rule about masters using the cane varies at different schools. In most schools form-masters may cane, but at Charterhouse only Housemasters use the stick (for offences in the House). The Headmaster birches for serious disciplinary or other

delinquencies. Headmonitors may give up to six strokes for breaches of houserules, but only in the presence of all the monitors in the house. The rules of the house are made by the monitors with the consent of the Housemaster, and he practically delegates his disciplinary authority to them. When he beats boys himself, it is usually for bad reports from other masters or serious breaches of discipline such as would naturally be reported to him by the Headmonitor. But all questions relating to the somewhat arbitrary rules that govern a boy's conduct in each house are dealt with by monitors themselves, though the victim of the punishment has the right to appeal to the Housemaster. The right, I may add, is rarely exercised. Beatings, however, are not common in good houses, where monitors rule by force of character rather than by violence.

When lunch was ready we entered the dining-hall, where all the boys were standing at their respective tables in long rows, and walked up to the head table. The headboy, a youth about 18, sat at the head of the table with me on his right, and all the other senior boys of the house on either side. They treated me as their guest with all due courtesy and attention. Before sitting down, one of the senior boys said grace, and then again at the end of the meal. And again we walked down the hall, through the file of boys on either side, politely standing at their tables until we had left. Such natural order and discipline. Correct and polite, but with ease. — Then the headboy and several others, forming his staff as it were, took me over their house, dormitories, studies, baths, dressingrooms, and last not least, the pantry. That is a favourite resort at tea time, for the food is plain and almost Spartan. The baths play an important part, as most boys take their cold bath in the morning.

At 2.30 my friendly guide came for me, and we strolled about the grounds, watching the games, — Wednesday afternoon is devoted to playing, — football, tennis, fives; rackets and squash-rackets, the last two being rather expensive games, on account of the balls and rackets being soon worn out. We went over the new Chapel, something after the style of Eton Chapel, and just being built by voluntary contributions of the Carthusians. We took a glimpse at the large swimming baths, a fine long hall, and then strolled back at the side of green meadows, dotted with white flannelled figures, running to and fro - the eager players of Charterhouse, both boys and masters, united by the same spirit.

Perhaps I should warn my readers against concluding that all the schools in England are conducted in one way. There is rather a special variety of aim and method in English School Life, but one can say, roughly speaking, that the spirit of comradeship pervades them all.

A little later, on our way towards the school entrance we saw a crowd of boys, passing one of the form-masters one by one, this being the roll-call, or "adsum". Something moved me very deeply, when I saw all these young fellows and boys, these young faces, still full of anticipation and gladness, expectant of all the good things that life must have in store for them, all bearing the seed of the Future in them, strong or weak, for better or for worse, doing what so many before them had done with equally bright and eager eyes, — eyes that are now closed for ever.

Spring everlasting! We all the leaves of the tree of Life, budding, blooming, fading and falling, feeding its soil, its source of new life, the tree always growing towards greater perfection.

The form-master, who had been so helpful throughout the day, had asked me to tea with his sister and his dear old mother of 83, who presided at the teatable. We were quite a merry little party, as three boys of his form had come to tea, too. But I had to start off fairly soon to walk back, no buses running on Wednesday afternoon. So I went off, up the hill, Charterhouse Road, under the bridge and along the lanes, via Hurtmore towards Elstead. High hedges on either side shelter country homes from intrusion, the ruddy brick-walls and mellow timber of the cottages harmonise with the autumn landscape. High chimney stacks, and dreamy smoke clouds from homesteads of peace. Overhanging old trees standing in all their autumn glory against the golden sky and the setting sun, — serene and silent.

But I was not alone as I walked into the night. The spirit the touch of which I had felt that day was walking beside me, the spirit of comradeship and responsibility.

Würzburg. Carl Klavehn.

CAROLINA MICHAELIS DE VASCONCELLOS.

Karoline Michaelis, geboren als Tochter eines Berliner Professors 1851, also zu einer Zeit, in der ein regelrechter Weg für das Frauenstudium noch nicht einmal im Dämmer vorgeahnter Zukunft lag, gestorben in Porto 1925, 18. November, als ordentlicher Professor für Romanistik und Germanistik an der Universität Coimbra, (erstes ordentliches) Mitglied der Lissaboner Akademie, Ehrendoktor der Universitäten Freiburg i. B. und Hamburg — das ist der Lebensgang dieser seltenen Frau. In ihr erfüllte sich Herders schönes Wort: Das Schicksal des Menschen spiegelt seinen Charakter. Ihr eignete die wahre Begabung in ihrer Zwillingsgestalt, die nur ungetrennt zum dauernden Erfolg führt: der phantasievolle Schwung und der Fleiß, „den keine Mühe bleichet". So überwand sie die Beschwerlichkeiten und Klippen, die dem Autodidakten unfehlbar beschieden sind; noch in späten Jahren, auf der Höhe ihrer Stellung denkt sie dieser Nöte nicht ohne Bedauern. „Ich begreife es," schrieb sie mir[1]) („der ersten Romanistin, die ihr begegnete") — und ihr Brief ist kennzeichnend für den Reiz und die Art ihrer Persönlichkeit — „daß Sie mit wahrer Wollust Ihren Adlerflug begonnen haben — von oben herab Umschau haltend über die Stätten wo Sie horsten möchten. Wer auf so sicherer Basis bauen darf wie Sie — in Freiheit geschult durch Meister wie Meyer-Lübke und Mussafia, unabhängig, von zähem Fleiß, dem ist Arbeit, schöpferische Arbeit eine Lust. War sie es doch selbst mir — obwohl niemand mir Wege gebahnt und gewiesen hat, so daß ich unendliche Irr-, Quer- und Umwege gewandelt bin — statt gerade aufwärts zur Sonne zu fliegen — und mich dabei an ein langsames Hin-undHer gewöhnt habe. Und ist es mir selbst heute noch — trotz dem und alledem."

War sie nicht eine schulmäßig „gelernte", so war sie eben die geborene Romanistin. Die Nachteile des nicht geregelten Studienganges glich die damalige Zeit glücklich aus, indem sie ihr gestattete, alle Zwischenstufen zu überspringen. So tritt die Jugendliche in die Arena zu einer Zeit, in der ihre heutigen Nachfolgerinnen noch vor der Maturitätsprüfung sitzen. Mit 17 Jahren (1868) veröffentlicht

---

[1]) Aus Porto, 28. Juni 1903. Ich hatte ihr die endlich gedruckte Dissertation „Zur Entwicklung der rom. Wortstellung" usw. geschickt.

sie Erläuterungen zu Herders Cid als Einleitung zu der von Brockhaus veranstalteten Ausgabe des Werkes. Und diese Einleitung wurde lobend erwähnt[1]). Von vornherein richtet sich ihr Interesse nach der iberischen Halbinsel. Zunächst widmet sie sich der spanischen Sprache und Literatur; 1870 gibt sie *Tres flores del teatro antiguo español* heraus[2]) und, kennzeichnend für ihre Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit, läßt sie gleich 1871 Berichtigungen und Nachträge erscheinen[3]). 1871 folgt die Herausgabe des *Romancero del Cid*[4]); hier ist es ihrem Scharf- und Spürsinn bereits gelungen, die bisher bekannte Sammlung um einige entlegene und seltene Stücke zu vermehren. Die Ausgabe fand rühmendste Anerkennung[5]). Über Stoff, Einteilung und Charakteristik der Romanzen hat sie später noch weitausgreifende Studien gemacht: Zum Cancionero general de Nagera 1881[6]), *Estudos sobre o romanceiro peninsular* 1890[7]), Romanzenstudien 1892[8]), *Estudos sobre o Romanceiro peninsular* 1907[9]).

Eine dritte Ausgabe innerhalb der *Coleccion A. E.* war 1875 eine Antologie spanischer Lyriker, vom 15. bis zum Anfang des 19. Jahrh.[10]). Die Auslese ist nicht immer voll charakteristisch; so fehlt z. B. bei Góngora ein ausgesprochen kultistisches Gedicht.

Inzwischen hatte sie sich auch der vergleichenden Stoffgeschichte zugewandt: 1871 erschien die Studie über *Quindecim Signa ante Iudicium*[11]); späterhin (1887—89) die fesselnde Untersuchung *O Judeu errante em Portugal*[12]). Hauptsächlich aber widmete sie sich nun der Sprachgeschichte. Ihre etymologischen Arbeiten sind naturgemäß nicht alle gleichwertig und haben sich nicht gleiche Geltung errungen, erregten aber von vornherein Aufsehen und Lob: Etymologisches (1874[13])); Anzeige, besser bezeichnet Beiträge zu Schelers Dict. d'Etym. Franç. . . . (1874)[14]). Hier finden sich viele schätzenswerte Aufstellungen, die von der Belesenheit der jungen Gelehrten Zeugnis ablegen, so z. B. die von *subgluttio* bei Vegetius als Grundlage für frz. *sangloter* S. 381. Ihre wichtigste Arbeit aus dem ersten Jahrzehnt sind die gerade vor 50 Jahren erschienenen „Studien zur romanischen Wort-

---

1) Von Lemcke, Jahrb. f. E. F. L. XII S. 415.

2) *Mocedades del Cid, El Conde de Sex, Desden con el desden* (Coleccion de autores españoles XXVII).

3) Jahrb. E. F. L. XII S. 37—43.

4) Col. de Aut. Esp. XXX.

5) Morel Fatio (Rom. I 123ff.), Lemcke (Jahrb. R. E. L. XII 415ff.).

6) ZRPh. V S. 77—79.

7) Revista Lusitana II 156—173 u. 193—240 (64 S.).

8) ZRPh. XVI S. 40—89 u. 395—421 (75 S.).

9) Cultura Española.

10) Bd. XXXIV *Antológia Española, Coleccion de poesias liricas ordenada p. C. M.*

11) Arch. f. N. Spr. XLVI S. 33—60.

12) Rev. Lus. I 34—44, II 74—76.

13) J. f. R. und E. Sprache und Lit. XIII = N. Folge I S. 202—217, 308—327 vgl. Romania II 504 (Paul Meyer).

14) *Bibliographia critica de historia e litteratura* p. p. Adolpho Coelho I (1872ff.) S. 369—382. Vgl. dazu Coelhos Bemerkung als Schlußwort des Bandes: *a gentilissima collaboradora de Berlim . . . un nome que é grato à toda familia romanica* und Rom. IV S. 299.

schöpfung[1])". Ein bedeutender Wurf. Neben mancher heut überholten Aufstellung und veralteten Anschauungsweise bergen sie Reihen feinsinniger Beobachtungen, gegründet auf außerordentliche Fülle von Kenntnissen. C. Michaelis Art, die einzige vorhandene Vorarbeit, Brachets *Dictionnaire des Doublets*, auszugestalten, ist durchaus modern, und viele ihrer Ausführungen spotten, wenn man von der Terminologie absieht, der Jahreszahl, unter der sie stehen, so z. B. S. 39 „Differenzierung ist vergeistigte Dissimilation, Analogie vergeistigte Assimilation," S. 42 über die Entwicklung der Bedeutungsdifferenzierung, S. 19 über homonyme Formen u. v. a. Einige vortreffliche Wortschöpfungen waren ihr selbst gelungen, die leider nicht durchgedrungen sind z. B. „Scheideform" für Doublette oder der „Ältling" (das im Sprachschatz vorhandene Wort), an den sich der „Neuling" (das Fremdwort) allmählich angleicht (S. 98ff.). Der vollständige Mangel irgendwelcher Gliederung war von vornherein schwer empfindlich, bei allem Lob, das dieser Schrift zuteil wurde. Besonders muß hervorgehoben werden, daß Caroline Michaelis durchaus gemeinromanisch dachte, auch wo sie nur einzelsprachlich arbeitete (z. B. S. 61ff.). Sie hat auch späterhin wiederholt Beiträge zur Wortgeschichte und zur Etymologie gegeben, so[2]): „Etymologisches 1874[3]), dazu Nachträge und Berichtigungen 1876[4]), Portugiesische Etymologien 1883[5]), Studien zur hispanischen Wortdeutung 1885[6]), *Etymologias portuguesas* 1887[7]), *Fragmentos etymologicos* 1895/96[8]), Etymologien 1901[9]) und besonders *Contribuicões para o futuro Diccionário etimologico das linguas hispánicas* 1908[10]), Beiträge zur portugiesischen Wortgeschichte von reichem volkskundlichem Wert, wie denn überhaupt ihre Beherrschung der Gesamtheit aller sprachlichen Erscheinungen ganz wunderbar ist. Auch eine Wortstellungsarbeit findet sich: *Duas palavras sobre a collocação do adjectivo em português* 1893[11]). Sogar für die Reform der Orthographie hat sie als Kommissionsmitglied praktisch gearbeitet: *A ortografia nacional* 1911[12]), enthält zweckmäßige und lebendige Vorschläge. Lebensvoller als andere derartige Bücher ist ihr Portugiesischer Sprachführer[13]), der zugleich Einblicke in das portugiesische Alltagsleben gestattet.

Die sprachliche und die literarische Romanistik als ungeteilte Einheit erschauend, war sie zu schwierigster Textkritik und zu den Ausgrabungsarbeiten befähigt, die sie der noch kaum erschlossenen

---

[1]) Leipzig, Brockhaus 1876. VIII u. 300 S. Vgl. dazu die glänzende Anzeige von Vollmöller ZRPh. I. S. 442 ff.

[2]) Eine vollständige Übersicht sämtlicher Schriften zu geben, ist hier natürlich unmöglich. J. Leite de Vasconecllos verfaßte: *C. M. Lista dos seus trabalhos literarios*, Lissabon 1912 (mir unzugänglich).

[3]) Jahrb. R. E. Spr. L. 13 (= N. F. 1) S. 202 und 308.

[4]) Ebd. 15 (= N. F. 3) S. 57—64. [5]) ZRPh. VII 102—115.

[6]) *Misc. di filologia e linguistica Caix-Canello*, vgl. dazu Meyer-Lübke, ZRPh. XI.

[7]) Rev. Lus I, 117—132 und 298—305. [8]) Ebd. III 129—190.

[9]) *Misc lingu. in onore di Graz. Ascoli.*

[10]) Rev. Lus. XI S. 1—62. [11]) Ebd. III S. 84ff.

[12]) Ebd. XIV S. 200—226.

[13]) Konversationswörterbuch mit Berücksichtigung des Brasilianischen von Prof. C. G. Kordgien und D. C. M. de V. in Porto. Leipzig-Wien, Bibliogr. Institut (Meyers Sprachführer, 1898).

portugiesischen Literatur seit der zweiten Hälfte der 70er Jahre bis an ihr Lebensende gewidmet hat. Der äußere Anstoß, mindestens die notwendige Voraussetzung für diese Studienrichtung, war ihr Ehebund (1876) mit dem Marquis Joaquim de Vasconcellos, dem portugiesischen Germanisten und Kunsthistoriker[1]), der seine Schuljahre in Hamburg verbracht hatte, in Deutschland eine geistige Heimstätte besaß, zuerst Lehrer der deutschen Sprache am Lyzeum zu Porto, jetzt Rektor der Universität Coimbra. Doppelte Interessen verbanden das Paar. Sie lebte nun auf dem Boden der von ihr so heiß geliebten Halbinsel, durchforschte emsigst alle Bibliotheken, lauschte den Volksliedern, horchte auf die Alltagsreden und Witze des Volkes und wurde die treibende Kraft aller wissenschaftlichen Betätigung in Portugal. Während ihre Schulgenossinnen, Jeannette Schwerin, Helene Lange, Hedwig Dohm grundsätzlich für die Rechte der Frauen kämpften, hat sie praktisch, kraft ihrer alles überwindenden Begabung erreicht, wofür jene hinterher Wegbahnerinnen wurden.

Ihr Werk im Bereich des Altportugiesischen ist grundlegend. Man kann es aus der Erkenntnis der vorcamonianischen und der camonianischen Literatur überhaupt nicht wegdenken. Da steht in erster Linie die Ausgabe des Cancioneiro da Ajuda 1904[2]), ein Monumentalwerk. Abgesehen von den Texten und dem zugehörigen kritischen Apparat gibt es metrische Feststellungen, Übersetzungen der Lieder, vollständige Bibliographie, Geschichte des Kodex, die in anziehender Weise nach rückwärts verfolgt wird, seine Beschreibung und Vergleichung mit anderen Abschriften und anderen Sammlungen, Geschichte und Stammbäume der portugiesischen Herrscherfamilien. Im Mittelpunkt unseres Interesses steht naturgemäß der Abschnitt, der uns aus den so dürftigen Nachrichten und unscheinbaren Andeutungen die bisher fast gänzlich unbekannten Lebensgeschichten der Liedersänger nachzeichnet mit ebensoviel „einfühlender" Phantasie als kleinarbeitender positiver Sachkenntnis, ohne welche niemals eine wissenschaftliche Arbeit von irgend welchem Wert geschaffen worden ist. Ergänzend zu diesem geschlossenen Werk tritt die schier unübersehbare Reihe von Studien, die vorher und nachher alles brachten, was in der Cancioneiro-Ausgabe nicht Platz finden konnte, vor allem die „Randglossen zum Portugiesischen Liederbuch" 1896—1904[3]) und das 1921 erschienene *Glossario do Cancioneiro da Ajuda*[4]). Immer neue sprachliche, dichterische und kulturelle Probleme werden vorgeführt, so z. B. der „Ammenstreit"[5]), oder die Jagdzustände in der prächtigen Untersuchung *Mestre Giralde e os seus tratados de Alveitaria e Cetraria* 1910[6]), ein unabsehbarer Reichtum, bald in der Form kleiner Sonderstudien, bald in ausgedehnten Abhandlungen vorgelegt: Zum *Cancioneiro d'Evora* 1881[7]) und 1883[8]), Zum *Cancioneiro geral*[9]), Zum Cancionero von Modena 1899[10]), Mitteilungen aus portu-

---

[1]) Vgl. u. a. *A. Dürer e a sua influencia na peninsula*, Porto 1877. *A Arte e a Natureza em Portugal*, Porto 1905.
[2]) Niemeyer, Halle. Bd. I, XXVIII u. 924 S., II 999 S.
[3]) ZRPh. XX 146ff., XXV 129ff., XXVI 57ff., 206ff., XXVII 153ff., XXVIII 385ff., XXIX 683ff., zusammen 410 S.
[4]) Rev. Lus. XXIII. [5]) ZRPh. XX S. 165ff.
[6]) Rev. Lus. XIII S. 149—432. [7]) ZRPh. V 564—571.
[8]) Ebenda VII 94—99. [9]) Ebenda V 80—85.
[10]) Rom. Forschungen XI, 1—22.

giesischen Handschriften 1884—85[1]), Uhlands Lied aus dem Spanischen 1885[2]), dessen Original ihr bei diesen Studien begegnete; *Observações sobre alguns textos lyricos da antiga poesia peninsular*[3]). Von Arbeiten über einzelne Dichter seien erwähnt: *Uma obra inedita do condestavel Dom Pedro*[4]), *Nuevas desquisiciones acerca de Juan Alvarez Gato*[5]), Lucius Resendius Lusitanus[6]), Pedro de Andrade Caminha (Beiträge zu seinem Leben und Wirken auf Grund der Neuausgabe von Priebsch[7]), Ausgabe der *Poesias de Sâ de Miranda* 1885 und *Novos estudos sobre Sâ de Miranda*[8]), Beiträge zum Liederbuch des Königs D. Denis 1895[9]) (bei Gelegenheit von H. Langs Ausgabe, grammatisch-philologischen und literarisch-textkritischen Inhalts); *Lais de Brentanha* 1900[10]), Untersuchung des Zusammenhangs portugiesischer und französischer Lieder. Etwas Neues zur Amadisfrage 1880[11]). *Coplas de Jorge Manrique* (*Recuerde el alma dormida*) 1899[12]), *Uma passagem escura do Crisfal* 1894[13]), Palmeirim de Inglaterra 1882[14]) und Versuch über den Ritterroman Palmeirim de Inglaterra 1883[15]). Zwei Worte zur Celestinafrage 1897[16]). Zur Metrik lieferte sie den ausführlichen Exkurs im Anschluß an Mussafias Metrica portughese 1896[17]) und kleinere Beiträge z. B. *A maneira do apiahà* 1887[18]).

Die Beschäftigung mit der altportugiesischen Dichtung führte sie notgedrungen auf die Volksdichtung, auf die volkstümliche Rede: *Materiaes para uma edicão critica do refraneiro portuguêz*[19]), Tausend portugiesische Sprichwörter[20]) und Zum Sprichwörterschatz des Don Juan Manuel[21]), beide 1905, beide reizvolle volkskundliche Untersuchungen In der zweiten wird der Versuch gemacht, die absichtlich untereinander geworfenen Wörter einzelner „Sprüche“ zu ordnen. Begreiflicherweise kommt es nicht bei allen zu überzeugenden Ergebnissen. *Algumas palavras a respecto de púcaros de Portugal*[22]); das inhalts- und umfangreiche Glossar zu dem portugiesischen Weihnachtsauto[23]) aus dem 17. Jahrhundert, das sie 1881 herausgab; Untersuchung einzelner Redensarten, z B. *achar menos*[24]), *dizer d'alguem cobras e lagartos*[25]), (wo aus dem ursprünglichen *colra* (= *cobla*) durch Homonymie die Paarung mit *lagarto* entsteht). Wohlgerüstet trat sie an die Abfassung der portu-

---

1) ZRPh. VIII 430ff., 598ff. u. IX 360ff. (66 S.).
2) Archiv für Literaturgeschichte 1886, S. 190.
3) Rev. Lus. VII 1—32. 4) Madrid 1899, 96 S.
5) 1902, Rev. Lus. VII 241—244.
6) Arch. hist. port. III Fasc. VI.
7) Revue Hispanique VIII S. 338—450. 8) Lissabon 1911
9) ZRPh. XIX 513ff. (65 S.).
10) Rev. Lus. VI 1—43, dazu Rom. XXIX S. 633.
11) ZRPh. IV 347—351. 12) *Revue Hispanique* VI, 19 S.
13) Rev. Lus. III S. 347—366.
14) ZRPh. VI 37ff. (64 S.) dazu Rom. XI S. 619.
15) Halle 1883.
16) ZRPh. XXI 405—409. Vgl. noch unten S. 306.
17) LGRPhil., Sp. 308—318. 18) Rev. Lus. I 379—381.
19) Festschrift für Adolf Tobler, S. 13—48.
20) Rev. Lus. 69—72.
21) Bausteine zur Rom. Phil. Festgabe für Adolf Mussafia, S. 1—16.
22) Bulletin Hispan. VII 2. 23) ANSpr. LXV S. 36—52.
24) Rev. Lus. II 79—80. 25) Ebenda VII 230—232.

giesischen Literaturgeschichte heran: *Literatura antiga portuguesa*[1]) und Geschichte der portugiesischen Literatur[2]), deren Glanzstück das Kapitel über Camões ist. Mit diesem größten Portugiesen hat sie sich wiederholt beschäftigt: Neues zum Buche der Camonianischen Lieder und Briefe 1883[3]), Neues zum Buch der Camonianischen Elegien 1884[4]), reichliche Zusätze zu Storcks Werken in den verschiedenen Referaten über diese letzteren 1880[5]), zu Theofilo Bragas *Parnaso de Luiz de Camões*[6]) und *Bibliographia Camoniana*[7]); *Lucius Andreas Resendius, Inventor da Palavra Lusiadas*[8]); Erklärung des Sonnets *Sete annos de pastor Jacob servia* 1889[9]), *taibo* 1909[10]). Mit einer vortrefflichen Einleitung versehen[11]), gab sie 1908ff. die Lusiaden in der Bibliotheca romanica heraus. Storcks Camõesbiographie wurde von ihr übersetzt: *Vida e Obras* de L. de C. 1898.

In den letzten Jahren erschienen die *Estudos camonianos* 1912—22, die sich mit den Vorläufern Camões, vor allem mit Gil Vicente befassen: *Notas Vicentinas I*[12]), *Sobre un verso de Gil Vicente* 1912[13]), *Cancioneiro de Fernandes Tomas* 1922, und *A Saudade Portuguesa.*

In die spätere Zeit der portugiesischen Literatur unternahm sie seltenere Ausflüge. Vgl. oben die Ausgabe des Autos aus dem 17. Jahrhundert.

Ihr auf das Ganze gerichteter Sinn hat natürlich auch die anderen Künste nicht übersehen. Ein Abstecher in das so sehr anziehende Gebiet der portugiesischen Architektur — das Arbeitsfeld ihres Gatten — ist die reizende Schrift *As Capelas Imperfeitas e a lenda das devisas gregas*[14]). Mit der sie stets kennzeichnenden liebevollen Versenkung in die Aufgabe untersucht sie die Steinmetzverzierungen der Kapelle von Batalha und, mit Hilfe ihrer Zeitkenntnis und ihrer Phantasie, deutet sie in überzeugender Weise die ornamental behandelte Inschrift, die die Portalwandungen wie ein Spitzenmuster bedeckt: *tanaz serey.* Diese Inschrift ist, wie sie erzählt[15]), ihr und ihres Gatten Wahlspruch geworden: „Ich werde ausdauern". Sie hat sich und uns dieses Gelübde gehalten. Niemand wird wissenschaftliche Leistung mit der Elle messen; überblickt man aber die Ausdehnung ihrer so viele Einzelstudien voraussetzenden Schriften[16]), so erregt Fleiß wie Begabung gleicherweise Verwunderung. Und dabei handelt es sich ja nicht um das Lebenswerk eines einsamen Junggesellen, sondern um eine Frau, die ihr Frauendasein als Gattin,

---

[1]) *Universal Antology*, 1911, 3081—3100.

[2]) Von C. M. de V. und Teophilo Braga, Gröbers Grundriß der Rom. Phil. II 1894 u. 1897, S. 129—381.

[3]) ZRPh. VII 407ff., 494ff. (82 S.). [4]) Ebd. VIII 1—23.

[5]) Ebd. IV 591—609, VI 101—136, VII 131—157, zusammen 81 S. [6]) Z. V 136—138. [7]) Ebd. 393—402.

[8]) *Istituto* VII Fasc. 5, Coimbra.

[9]) *Circulo Camoniano*, Porto 1889.

[10]) Rev. Lus. XII S. 133—38.

[11]) Straßburg, Heitz, X S. 5—24.

[12]) *Rev. da Universidade de Coimbra* I/2, VI 3/4, VII 1/4, IX 1912ff.

[13]) Rev. Lus. XV S. 268, Meinungsäußerungen von O. M., Oscar de Pratt, H. Lopes de Mendonça.

[14]) Porto 1905, 14 S. [15]) Cancion. Ajuda I S. VIII.

[16]) Die Länge der einzelnen Beiträge ist, wo erreichbar, allemal angegeben.

Mutter, Großmutter zärtlich entfaltete, von gewinnendster durch Alter und Krankheit nicht angegriffener Liebenswürdigkeit im Verkehr, zu jeder wissenschaftlichen Hilfsleistung allzeit bereit.

Es bleibt nur noch ein Hauptzug ihres Wesens zu erwähnen, ihre Bescheidenheit. Es war die der Bedeutenden. Wie sie mit der romanischen Wortschöpfung hervortritt, stellt sie sich ganz und gar auf den Jungmädchen-Dilettantinnen-Standpunkt. Kennzeichnend für die damalige Zeit, der die „Dame" geläufiger war als die „Frau", versicherte sie, daß es auch in den Augen einer Dame dankenswert und würdig ist, belehrt zu werden[1]). Zeitlebens zollt sie jeder Arbeit bereitwilligste dankbarste Anerkennung und größte Hochachtung, auch da, wo sie in ihrer Anzeige ebensoviel wo nicht mehr bietet als der Verfasser der angezeigten Schrift. Fast jede ihrer Kritiken hat den Wert einer eignen umfangreichen Studie, so die der Celestina-Ausgabe von C. Krapf[2]) oder die von H. Langs Ausgabe des *Cancioneiro Gallego Castelhano*[3]). Mitunter wird man allerdings ihr Lob allzu reichlich finden, so das von Storcks Übersetzungen[4]), die doch in der Tat meistens entweder der Treue oder der Form ein Opfer bringen.

Sie war ein ganzer Mensch. Das besagen nicht nur die persönlichen Berichte, sondern auch, wo man sich in sie vertieft, ihre Schriften. Sie spiegeln den zielbewußten Forschergeist nicht mehr als die alles umspannende Herzensteilnahme am menschlichen Leben. Nur wer über beides verfügt, macht tote Schrift lebendig, wie sie es vermocht hat.

Wien. Elise Richter.

---

1) S. VIII. 2) LGRPh. 1901 Sp. 1—8.
3) ZRPh. XXVIII. S. 200—231. 4) Ebd. VI 101—136.

CHRONIQUE DES LETTRES FRANÇAISES.

I. Quelques œuvres.

1. *Autrui* (René Arcos. Rieder, Paris 1926). — Le public allemand peut connaître en traduction le premier recueil de nouvelles de René Arcos[1]): *Le Bien Commun* (*Das Gemeinsame*, Insel-Verlag), où le romancier ébauche les thèmes qui resteront à la source même de son œuvre. *Autrui* est la tragédie héroïque de l'homme moderne qui aspire ardemment à la communion avec les autres hommes, qui fait l'expérience douloureuse de la solitude à laquelle l'âme est condamnée et qui finit pourtant par affirmer sa foi dans l'amitié de ceux qui forment à travers le monde une vaste famille d'élection. La dédicace, poignante comme un poème à une amitié rompue, et qui trahit tout ce que l'auteur doit à son expérience personnelle, ira au cœur de tous. Quant à l'intrigue, elle fait corps indissolublement avec l'âme du livre. Le héros de ce «Ich-Roman» a perdu de vue depuis longtemps un ami; le hasard le remet en présence de celui-ci juste au moment où il se perd dans la foule. Alors le désir naît en Claude de retrouver le disparu et d'abord de le ressusciter en soi-même. C'est à cette résurrection pathétique que nous fait assister Arcos jusqu'au jour où Claude, las de poursuivre une ombre, un mort vivant dans ses souvenirs et dans

---

1) Né en 1881. Participa à la tentative de l'Abbaye de Créteil. Ses recueils de poèmes révèlent une âme passionnée et généreuse: *Ce qui naît, Le sang des autres.*

ceux de leurs amis communs à lui et à Philippe, se décide à rentrer dans la vie de celui-ci. Mais là encore une déception suprême l'attend: l'ancien ami aura tellement changé que les deux hommes en face l'un de l'autre, ne se reconnaîtront plus et resteront indifférents. Claude se réfugiera dans l'âme d'une femme qu'une sorte de loi compensatrice mettra en sa présence, et aussi dans celle des amis qui peuvent avoir besoin de son aide et de son affection. — Deux livres doivent nous conter un jour l'enfance de Claude, *le Survivant*, et l'histoire de Philippe, celle-ci sous le titre caractéristique de *L'Homme est seul*. Ajoutons que René Arcos a innové techniquement en donnant à chacun de ses chapitres une physionomie indépendante, celle qui met le plus nettement en relief l'idée et le sentiment: nous passons ainsi du tableau au film animé, du poème lyrique à la méditation, de la scène théâtrale aux visions de rêve . . . Un beau livre, qui éveille des résonnances profondes, que l'on reprend toujours — comme un ami que l'on ne veut perdre, ni oublier.

2. *Bella* (Jean Giraudoux. Grasset, Paris 1926). — Que l'on ne lise pas ce livre, surtout en Allemagne, avec la préoccupation d'y trouver une chronique déguisée de la lutte entre Poincaré = Rebendart et Berthelot = Dubardeau. Ce serait réduire une œuvre d'art authentique à une copie servile de la réalité. Celle-ci n'a servi que de tremplin. Car les quelques détails qui ont permis d'identifier les deux figures de l'homme politique et du diplomate, ne sont que ce qu'il est légitime d'emprunter à des personnages historiques pour créer des êtres vivants symboliques. Ayant pu observer de près deux familles de légistes et de savants, Giraudoux a su élargir le sujet que lui proposait la vie, en opposant à l'esprit du passé, formaliste, procédurier, intransigeant et étroit, l'esprit du présent, concret, généreux et largement ouvert aux souffles du monde. *Bella*, n'en déplaise aux gens férus d'actualité, n'est pas un livre à clef, puisque l'auteur n'a même pas cherché à dépister les curiosités. La clef, comme on l'a dit, est sur la porte! Et de ce livre resteront les portraits de deux races d'hommes: les positifs attachés à la lettre et les enthousiastes épris de réalité vivante; — de deux types que tous les traits les plus véridiques saisis dans les couloirs et les antichambres n'auraient pas suffi à faire respirer et vivre.

Or cette histoire politique se double d'une histoire d'amour. Philippe Dubardeau (le fils) rencontre chaque matin une jeune femme, Bella, dont il ignore le vrai nom, mais qui se trouve être la bru de Rebendart, il apprend enfin son identité dans une cérémonie et par là-même l'idylle prend fin. Mais Bella, qui ne cesse d'aimer Philippe, détruira les pièces compromettantes par lesquelles son beau-père, Rebendart, veut ruiner à jamais le crédit et la fortune de son adversaire. Et Bella, en une scène d'un symbolisme profond et émouvant, mourra d'une rupture d'anévrisme à l'instant même où elle tentera vainement de réconcilier les ennemis. Le roman ne finit du reste pas sur ce «dénouement», peut-être même l'essentiel est-il dans les pages qui suivent la disparition de l'héroïne, et qui nous retracent avec une puissance nouvelle chez Giraudoux, la métamorphose progressive du père de la morte, la découverte graduelle et ravie que fait de sa fille Fontanges dans les limbes de sa mémoire. Si le romancier a laissé dans l'ombre l'amour, la nuance d'amour de son héroïne — un thème rebattu —, il analyse avec une pénétration, une tendresse (à laquelle il ne

nous avait pas habitués) et une simplicité (peut-être encore plus nouvelle) l'éveil du vieil homme, jusque-là victime de préjugés mondains et de manies égoïstes, à la douleur sanctifiante qui finit par engendrer la sérénité et la grandeur d'âme. Giraudoux sait encore, en plus d'un endroit, manier les fusées de l'esprit, mais le monde cesse à tout jamais d'être pour lui un jeu d'apparences chatoyantes, un prétexte à digressions amusées, dégénérant parfois en coq-à-l'âne; le regard de l'homme dépasse les surfaces et plonge dans les abîmes[1]), lassé du dilettantisme où il se complut trop. Et avec ce don qu'il nous fait de son émotion, non plus masquée d'un sourire ironique et désabusé, voici que la vie palpitante s'éveille et que, si les figures des Dubardeau et des Rebendart sont encore trop, au début, des «portraits» de galeries d'ancêtres, celle du vieux Fontanges semble vraiment se dégager des mots, prendre forme et s'avancer vers nous, se mêlant à jamais au monde des vivants éternels.

II. Une figure: Charles Péguy (1873—1914).

Je m'étonne qu'on s'obstine à maintenir le préjugé des trois genres majeurs: roman, théâtre et lyrisme (le roman ayant évincé l'épopée sur le point toutefois de renaître de nos jours), autour desquels pulluleraient sans existence légale, sans domicile fixe et sans dénomination certaine, une foule de formes «inférieures» de l'activité littéraire. Ce que l'on a appelé récemment la crise du roman n'a été, pour une bonne part, que la conscience obscure de la nécessité de donner le droit de cité aux essais, biographies, mémoires, enquêtes, récits de voyage, méditations, etc, qui assiègent l'énorme bâtisse du roman et s'y sont déjà infiltrés de toutes parts. Il serait donc souhaitable que, renonçant à une hiérarchie des genres (trop soumise aux modes et aux vogues et aux goûts), les histoires littéraires restituassent en particulier aux biographies spirituelles des grandes âmes leur vraie place. Romain Rolland avait frayé la voie par ses vies de Michel-Ange, de Beethoven et de Tolstoï[2]), mais il était resté à mi-chemin entre le type de la biographie de thèse universitaire et la reconstitution intuitive de l'âme du héros. André Maurois, par contre, fit œuvre de romancier plus que de savant (et cette remarque n'est pas une critique) dans ses deux livres: *Ariel ou la vie de Shelley* et *Meïpe ou la délivrance*[3]), qui contient une évocation des souffrances du jeune Werther fort curieuse pour les germanistes et les „Goethe-Forscher". Or le goût du public ainsi orienté vers les vies illustres génératrices d'énergie et de foi, va se trouver satisfait par la collection de biographies récemment inaugurée par *La prodigieuse vie d'Honoré de Balzac*[4]) de René Benjamin. Mais il est à présumer que jamais la psychologie qui se fonde sur des documents étrangers n'atteindra la vérité, la profondeur et la vie du témoignage que peut apporter

[1]) C'est ce que semble confirmer une nouvelle qui va paraître chez S. Kra: *La première disparition de Jérôme Bardini.*

[2]) R. Rolland a donné depuis la guerre son *Mahatma Gandhi.*

[3]) Bernard Grasset, 1926. *Meïpe* est l'univers que nous édifions pour nous évader de l'autre, il comporte trois cercles: celui de la création, celui de la lecture et celui de l'interprétation; d'où les trois portraits de Goethe, d'un jeune professeur hanté par des héros de Balzac et de l'actrice anglaise Mrs. Siddons.

[4]) Plon et Nourrit, 1926.

un ami, comme c'est le cas du livre de souvenirs de Jérôme et Jean Tharaud: *Notre cher Péguy*[1]).

Sans jamais tomber dans l'apologie (car si profonde que fût leur affection pour Péguy, les auteurs n'ont pas participé à l'expérience surnaturelle de leur ami), ni dans l'anecdote gratuite, J. et J. Tharaud — que Forst-Battaglia caractérise fort justement — nous tracent avec vigueur les traits essentiels de celui qui fut à la fin du XIXe siècle et à l'aurore du XXe, la réplique masculine de l'héroïne en qui il se reconnut et qu'il glorifia en son œuvre capitale, bref, le dernier saint français.

Et un saint qui, comme Jeanne d'Arc, sortit du peuple, resta peuple. Déjà E. R. Curtius avait saisi cette marque originale de la personnalité de Péguy. Mais ce sont les frères Tharaud qui nous en fournissent les preuves les plus abondantes. Normalien, poète, directeur de revue, Péguy est resté un paysan, dans toute la force du terme. Paysan, il l'est par son ardeur et sa ténacité au travail, son sens du respect, son optimisme, sa conscience professionnelle, son goût d'un cadre restreint, sa nuance de socialisme, son amour de la pauvreté (non de la misère!), son style et sa religion naïve. Avec lui et Charles-Louis Philippe (sans omettre pourtant Villon), le peuple fait son entrée dans la littérature française. Après le tiers-état, c'est le quatrième qui enrichit notre poésie, non plus seulement en tant qu'objet (découverte du naturalisme), mais comme sujet. De modèle, le peuple devient créateur — et créateur capable de se voir par le dedans, en même temps qu'il regarde le monde avec *des yeux neufs de barbare* (C. L. Philippe).

Je ne puis songer à noter, même succinctement, les multiples traits dont l'ensemble forme le portrait si vivant de Péguy par les frères Tharaud. A plus forte raison me faut-il renoncer à évoquer le milieu où ils font évoluer leur ami. C'est toute l'histoire, l'histoire véritable des premières années du siècle, qui est enclose dans ces pages, où Péguy apparaît comme une des figures les plus représentatives de la France d'avant-guerre.

III. Un thème: *le nouveau mal du siècle.*

Dans son beau livre de méditations: *Pays du Soir*, René Arcos note très judicieusement que «la tristesse qui pèse sur la jeunesse actuelle, déçue et découragée, est parente de celle qui courba les hommes après les guerres napoléoniennes». Aussi a-t-on parlé d'un *nouveau mal du siècle*, désignant par là l'inquiétude qui, commune à tous les temps (Edmond Jaloux a très justement insisté sur ce point), offre de nos jours une intensité nouvelle et des formes multiples et aiguës. Mais l'analogie évidente entre le trouble des âmes romantiques et le spleen contemporain ne doit pas faire oublier les différences qui résultent d'un siècle riche d'événements et de transformations profondes. S'il est aisé de discerner certains traits communs aux deux générations de 1815 et de 1918, il est certes beaucoup plus important d'en marquer les divergences, ou du moins les particularités jusque dans les ressemblances.

Dans un essai paru le 1er février 1924 (N. R. F.), un jeune écrivain, Marcel Arland — né en 1899 — ramenait toutes les causes que l'on avait prétendu découvrir à l'angoisse des hommes d'aujourd'hui, à une cause unique, suprême: *l'absence de Dieu.* «Un esprit, écrivait-il, où cette destruction de Dieu est accomplie, où

---

[1]) Plon et Nourrit, 1926 (2 volumes).

le problème divin n'est plus débattu, par quoi comblera-t-il le vide laissé en lui et que maintient béant la puissance des siècles et des instincts? . . . Jusqu'à ce que nous ayons pris l'habitude de ce nouvel état, toutes choses nous apparaîtront dérisoires, et nous-mêmes d'abord. Esprits désaxés, bâtissant par convenance ou par raisons pratiques des garde-fous auxquels nous n'accordons nulle confiance, nous sommes condamnés à de perpétuelles *occupations*; occupations, et rien d'autre; chacun s'y adonnera selon sa sensibilité, sa fatigue et son ennui: il y a les voyages, le mariage, les passions; être riche, être Lauzun, être député des Halles; il y a certaines tentatives dangereuses, certaines anomalies, certains crimes; il y a aussi la littérature.» On ne saurait refuser le don de clairvoyance au jeune écrivain capable d'un tel examen de conscience. Marcel Arland a mis le doigt sur la plaie dont souffrent tous ceux que la guerre a surpris avant qu'ils n'aient le temps de «réparer la perte de Dieu» par quelque mysticisme: le mysticisme de l'humanité, par exemple, comme ce fut le cas pour les poètes de l'Abbaye. Sans doute Jean Prévost — un autre porte-parole de la jeune génération, celle qui naquit entre 1890 et 1900 — pourra-t-il non sans raison reprocher à Marcel Arland de ne pas assez voir, dans son souci de remonter aux sources du mal, les formes vraiment actuelles et vivantes des angoisses éternelles; mais peut-être serait-il juste de remarquer que les misères endurées avec patience et parfois avec espcir par les générations antérieures, ne deviennent tragiques et intolérables que depuis que l'homme, dans le bouleversement de la catastrophe mondiale et dans une quotidienne confrontation avec la mort, a soudain pris une nette conscience du néant intérieur où il se débat. Tous les héros des romans de Philippe Soupault, Maurice Betz, René Crevel, etc, sont plus ou moins comme Peter Schlemihl, à la recherche de l'ombre de leur personnalité, du lien symbolique qui les unit au soleil et à la terre, et se sentant perdus, abandonnés, seuls, irrémédiablement seuls, ils éprouvent un douloureux vertige devant le vide qui les attire. C'est à peine s'ils parviennent à oublier la mort, que masquent d'ordinaire les réalités intérieures — réalités crues telles et désormais fugitives évanescences.

Voici d'abord le héros anonyme de *Mon corps et moi*[1]). Il quitte Paris et se réfugie dans un hôtel de montagne, pour découvrir son moi véritable, que les autres, croit-il, lui masquaient. Et le roman n'est formé que de ses méditations solitaires sur le «temps des autres» en qui il avait eu l'illusion de se connaître; sur la «mémoire, l'ennemie» qui lui impose des présences qu'il a voulu fuir; sur l'amour sensuel qui ne fait que rendre plus évidente la solitude des êtres; sur la mort qui est peut-être le seul moyen d'éterniser nos sentiments et nos joies, la seule vérité, comme déjà le sommeil, comme aussi les rêves . . . Ainsi l'expérience n'aboutit qu'à un redoublement de l'angoisse de la solitude: après avoir souhaité se retrouver en face de soi-même, le jeune homme, en voulant rompre les dernières attaches qui le relient au monde, ne fait que se rendre plus nettement compte de tout ce qui l'isole à jamais, et son dernier cri est: Je suis seul, les mains vides, le cœur vide. Je suis seul. Le dernier chapitre du livre est peut-être l'un des

---

[1]) *Mon corps et moi* (René Crevel, S. Kra, Paris 1925). René Crevel est né en 1900; il participa au mouvement surréaliste; son premier livre: *Détours* (1924; N. R. F.) offrait «les attitudes, les flâneries et les rages caractéristiques du jeune homme actuel.»

plus impitoyables examens de conscience auquel un Français se soit jamais livré depuis les *Confessions d'un enfant du siècle.*

C'est la même sincérité dans l'aveu qui distingue le héros de Drieu la Rochelle dans *L'Homme couvert de femmes*[1]). Gille, nouveau Don Juan, a horreur de la solitude, mais ses multiples aventures ne feront qu'accroître son dégoût de la vie.

Avec *En Joue!* de Philippe Soupault[2]), le sentiment de solitude morale passe au second plan, alors que prédomine celui de la vanité de tout. Comme Chateaubriand, Julien bâille sa vie et cherche inutilement à la remplir. En dépit de la pratique des sports, de la gymnastique suédoise et de l'hydrothérapie, il s'ennuie. Les habitudes de la vie parisienne, les voyages, le commerce des amis, rien de tout cela ne réussit à l'intéresser. Et peut-être croit-il encore moins à la vertu du travail, de son métier d'écrivain. A quoi bon écrire? «C'est de la blague!» Julien voudrait dormir, mais la nuit ne lui apporte qu'idées fixes et hallucinations et il la craint plus que le jour encore. La vie ne sert qu'à mener à la mort. Et celle-ci est effrayante pour qui n'a pas et ne peut avoir de foi. C'est que Julien s'abandonne aux événements, il ne sait qu'attendre. La vie n'est pour lui qu'attente. Attente de quoi? Il ne le sait. «Julien n'attend personne, ni rien.» Ce nihilisme lui fait nier la perplexité, la vanité, la gloire, la haine, le crime, le remords, les promesses, les résolutions et la moralité. Et ayant fini de vivre un jour, il s'endort en se déclarant: «Je n'ai rien fait, rien dit qui vaille le poids d'un souvenir.» *Comme une pierre, il tombait.* A l'indifférence vient s'ajouter du reste une incurable horreur de l'effort. Il n'agit plus, il craint même de penser, à plus forte raison d'aimer. Il en devient incapable d'aimer, tout en souffrant de n'être plus aimé. Et il sombre dans le dégoût, Julien, «héros de son temps, visage de son âge, qui gonfle sa vie comme une bulle de savon.» Pourtant ce n'est pas un être fini qu'a voulu nous peindre Soupault, et telle nuit blanche va révéler à Julien que pendant ces dix années, il a appris à devenir un homme. Le jeu est fini et la vie est là, où le besoin d'agir est autre chose que de passer le temps, où il faut «viser de toutes ses forces.» Et le récit s'achève sur le cri de: *Feu!* Alors s'explique le titre d'un livre, dont l'extraordinaire abondance de visions provoque un véritable vertige, celui-là même qu'éprouve Julien lorsqu'il «parcourt cette vie à la vitesse d'un songe.»

Depuis *En Joue!*..., Philippe Soupault a déjà publié dans la revue *Europe* un nouveau roman: *Corps Perdu*, dont le héros connaît encore, hélas! l'attente et la solitude. De tels maux ne se guérissent pas en un jour.

Après la découverte de la solitude et celle du vide du cœur, voici une tentative d'évasion hors de la réalité. La génération qui fit la guerre en sortant de l'adolescence ne pouvait avoir les «prises» (Anhaltpunkte) d'une expérience déjà résistante; aussi fut-elle en proie à une lassitude infinie, à une crise de la volonté. L'individu qui a pendant quatre années senti que ses décisions

---

[1]) N. R. F., Paris, 1925. De ce roman il convient de rapprocher *L'Eloge de la folie* de Jean Cassou (Emile-Paul), qui mériterait plus qu'une simple mention, et où l'on assiste dans un cadre romantique à l'évolution psychologique d'un viveur, sous l'influence d'une femme et d'une jeune fille.

[2]) Grasset, Paris, 1925 (Ecrit de 1920 à 1925).

libres ne pouvaient plus rien contre l'énorme fatalité des forces inhumaines, a perdu toute confiance dans sa volonté et il s'abandonne à sa sensibilité. Tel est *l'Incertain*[1]) de Maurice Betz. Pour s'épargner de convertir en actes les décisions qu'il a prises, il a recours au rêve, à la flânerie, à des diversions dans le réel lui-même et surtout au prétexte qu'il est vain de prétendre changer le cours des événements[2]). Son imagination fébrile l'emporte à chaque instant, si bien qu'il lui arrive de douter de la réalité de la vie. Impuissant à diriger ses pensées, il est la proie de toutes les associations d'idées, de toutes les sensations. Et lorsqu'il veut agir et décider, ses pensées fuient et se défont comme des nuées. Bien qu'aspirant à la stabilité bienheureuse des paysages, c'est une vie mouvante, incertaine, qu'il mène, c'est sur un plan de rêve qu'il s'évade sans cesse, et cet être faible est à tout instant surpris, désemparé par l'événement. Seul l'amour qu'il éprouve pour Gabrielle lui apporte parfois une force et une confiance qui ne sont sans doute qu'un reflet de la volonté de sa compagne, et qui le font participer aux victoires de celle-ci. Mais que la maladie de Gabrielle le contraigne à ne compter que sur sa propre énergie, et — comme le Salavin de Duhamel, dont il est proche parent — le voilà qui se représente toutes les difficultés que comporterait une action pourtant nécessaire et qui lui permettent de laisser le destin s'accomplir. Et la même capitulation se reproduira dans toutes les circonstances graves qui exigeraient une décision rapide. Captivé par les mille spectacles des rues, il oubliera l'heure de visite à l'hôpital, et s'il désire la guérison de celle qu'il aime, c'est surtout qu'il veut retrouver en elle la calme volonté qui lui épargnera les transes de décider et qui lui communiquera de sa force. Sera-t-il du moins capable de vouloir mourir avec Gabrielle (notons en passant le thème de *Sterben* de Arthur Schnitzler, qui ne joue ici qu'un rôle accessoire), comme les amants l'ont juré? Pas davantage: «Je ne décide pas. Cela se décide.» Et, en effet, la campagne où il a fini par amener Gabrielle, va peu à peu le conquérir, au point de le rendre incapable de tout travail et de lui faire goûter «un plaisir pimenté de remords» à se rendre indépendant de son amante. De plus en plus, il a des bouffées d'orgueil et de force — simples feux de paille d'ailleurs. Aussi, lorsque viendra l'heure d'agir entre toutes, de mourir avec Gabrielle, s'enfuira-t-il à la recherche du médecin, c'est-à-dire, en réalité, — à travers les hasards des rencontres — des délices de l'oubli. Quand il rentre, Gabrielle est morte, mais aussitôt l'assaille une foule de visions et de souvenirs, propres à le dresser «dans un élan de courage retrouvé». Nouveau réveil à la réalité: Gabrielle morte, le voilà désormais seul au milieu d'un univers qui fait irruption en lui, le déchire, l'emporte. Impuissant à la suivre, il est également impuissant à vivre.

Je n'ai donné jusqu'ici que la trame du livre: il faudrait pour être complet et juste envers Maurice Betz, citer maintes remarques délicates, maintes peintures exquises de paysages et maintes scènes à la fois hardies et chastes, il faudrait enfin et surtout analyser un style d'une pureté mélodieuse qui, sans effort, passe de la

---

[1]) [1]) *L'Incertain* (Maurice Betz, Emile-Paul, Paris, 1926).

[2]) Déjà Julien dans *En Joue* est un de ceux qui sont découragés à l'avance par une impuissance quelconque et souffrent de ne pouvoir agir (p. 211).

notation précise et originale, à l'effusion lyrique par où s'achève et s'exalte chaque chapitre — j'aimerais dire: chaque poème.

C'est le même souci de simplicité et d'élégance qui frappe le lecteur du dernier livre que je voudrais examiner parmi les témoignages des «jeunes» sur le nouveau mal du siècle: je veux parler du *Jeune Homme Puéril* où Gabriel d'Aubarède retrace, comme l'indique déjà le titre, une crise de puberté, aggravée en l'espèce par le caractère même du héros, le défaut d'une éducation virile, le bouleversement de la guerre et les complications du premier amour. Ce roman prend donc naturellement place dans la série déjà longue des études que les modernes ont consacrées, depuis l'éveil de la curiosité psychologique pour l'âme de l'enfant, à la période critique de l'adolescence[1]) (cf. les œuvres de Louis Chadourne, Jacques de Lacretelle, André Obey, André Birabeau, Albert Thierry, etc.). Et il conviendrait de signaler, à ce point de vue général, les révélations délicates qu'apporte G. d'Aubarède sur l'inquiétude et l'instabilité des années qui mènent à travers mille puérilités et mille incertitudes maladives de l'ignorance divine à la candeur reconquise. Mais il faut se borner dans le cadre de cette chronique thématique à insister sur un trait commun à toute la génération que la guerre surprit en pleine évolution: l'incapacité de s'abandonner naïvement à l'amour. Ne soyons d'ailleurs pas dupes des ressemblances apparentes entre la situation morale du lendemain de la Révolution et celle de l'après-guerre dernière. Tandis que l'Adolphe de B. Constant souffrait de ne pouvoir aimer par excès d'analyse, les héros d'aujourd'hui souffrent de leur crainte, de leurs hésitations devant l'amour. Comme le Julien de J. Soupault, Stéphane, le jeune homme puéril, a peur d'engager l'avenir, découvre une étrangère dans celle qu'il a cru aimer, comme le personnage de M. Betz, il est incapable de faire l'effort infime qui donnerait une direction à sa vie. Pour avoir été prématurement jeté dans la vie, Stéphane est resté pour la vie du cœur et en dépit des expériences fécondes de la guerre, un enfant. Seule la solitude pourra le guérir: les hommes ne feraient que susciter en lui des rancunes dont il s'affranchit lentement. Peut-être le nouveau mal du siècle, mal de la volonté, doit-il, à l'encontre de l'ancien, rechercher l'isolement pour se libérer d'un univers: écrasant et descendre par l'analyse jusqu'aux forces profondes du moi essentiel, source d'énergie.

* * *

Telles sont quelques-unes des peintures du nouveau mal du siècle. Si toutes ne sont pas destinées à durer, du moins ont-elles la valeur de témoignages sur le désarroi des âmes d'aujourd'hui devant la décadence de l'ancienne culture et de ses idéals. La littérature, dans les crises douloureuses, devient la conscience même de l'humanité qui aspire à la guérison. Mais non moins intéressants que ces documents sur le mal, sont ceux qui décèlent les réactions défensives. Si certains écrivains, en effet, ont pu commencer par se complaire dans leur trouble, ils s'en sont, à la manière de Goethe, justement délivrés en l'exprimant et leurs œuvres de confession ont été pour eux «un moyen de se connaître et de se réaliser» (M. Arland). La solution surréaliste, c'est-à-dire

---

[1]) *La Pierre d'Horeb* de G. Duhamel raconte également la crise de virilité d'un étudiant, «den Durchbruch zur Mannhaftigkeit».

la fuite dans l'automatisme du rêve éveillé, n'aura été que provisoire, du moins dans ses exagérations doctrinales. J'essaierai prochainement d'en dégager l'influence féconde, l'apport positif, surtout technique. Aux antipodes de cette solution se trouve la solution catholique dans laquelle le dogme, la règle, servent d'armatures à l'âme privée de cohésion: c'est la solution du poète Cocteau[1]), qui avait d'ailleurs été un des premiers à ressentir «le manque d'appétit moral», «l'écœurement» qui caractérisent la génération actuelle. D'autres enfin, chercheront le salut soit dans une sorte d'universalisme qui exalte, comme le voulait Nietzsche, et comme le veut Keyserling, l'être profond et essentiel, soit dans un harmonieux équilibre de la vie intérieure hypertrophiée, trop intellectuelle, et de la vie physique si longtemps négligée et méprisée, grâce à la pratique conjuguée de la méditation et du sport. Ma prochaine chronique envisagera l'élargissement et l'approfondissement psychologiques qui résultent de toutes ces tentatives en vue d'échapper au désespoir.

Chambéry. Christian Sénéchal.

ZUR „FRANZÖSISCHEN SPRACHLEHRE“ VON ENGWER-LERCH.

Wenn ich auf die in dieser Zeitschrift S. 222ff. erschienene Besprechung des obigen Buches antworte, so geschieht es aus drei Gründen: 1. weil die Besprechung von keinem Geringeren als Ernst Gamillscheg herrührt, 2. weil sie positive Irrtümer enthält und 3. weil es sich nicht um eine Spezialschrift handelt, sondern um ein Werk, das in den Kreisen der Leser dieser Zeitschrift lebhaft diskutiert wird und dessen Wert auch von Gamillscheg durchaus anerkannt wird.

G. irrt, wenn er schreibt: „Dem Schüler wird versichert, daß parc von lat. parcere komme“. Diese Ableitung stand lediglich in einem Vorabdruck, den der Verleger für Geschenk- und Rezensionszwecke (also nicht für Schüler) hatte herstellen lassen; sie ist jedoch für die im Buchhandel erhältliche Ausgabe von mir gestrichen worden. Nun ist aber die Ableitung *parc* von *parcere* das einzige Beispiel, mit dem G. den Vorwurf „flüchtiger Arbeit“, den er mir für das ganze Kapitel vom Bedeutungswandel macht, zu begründen versucht, und dieses Beispiel beruht, wie gesagt, auf einem Irrtum seinerseits. Wird G. nun seine verallgemeinernden Vorwürfe zurücknehmen?

Im übrigen gibt G. für diesen Abschnitt eine lange Wunschliste. Er sagt den Lesern aber nicht, daß das ganze Kapitel vom Bedeutungswandel nur wenig mehr als zwei Seiten(!) umfaßt und nicht länger sein durfte. Die deutsche Sprachlehre von Tschinkel-Wilomitzer hat 26 Seiten für den Bedeutungswandel; sie zum Vergleich heranzuziehen ist also abwegig. Wenn man nur zwei Seiten zur Verfügung hat, so kann man nur möglichst faßliche Beispiele geben (in systematischer Gruppierung) und muß die „psychologische Vertiefung“, die G. fordert, dem Lehrer überlassen. Oder hätte ich diese zwei Seiten statt mit praktischen Beispielen mit theoretischen Erörterungen ausfüllen sollen? — Welche Anhaltspunkte G. für seine unbewiesenen und unbeweis-

---

[1]) Lire à ce point de vue la *Lettre à Jacques Maritain* et la *Réponse à Jean Cocteau* (Stock, Paris, 1926).

baren Vermutungen besitzt, die Arbeiten von Darmesteter und Jaberg seien mir „wohl“ nicht bekannt, und der betreffende Abschnitt „erwecke den Eindruck, als sei er in der Eile aus dem Gedächtnis niedergeschrieben“, ist mir unerfindlich. Viele meiner Beispiele (*plume, toilette, bureau, bordeaux, traire, huguenot, lutin*) stammen ja gerade aus Darmesteter!! (Vie des Mots und Dict. gén. § 509). G. „scheint“ also die Werke, deren Unkenntnis er bei anderen annimmt, selber nicht zu kennen.

Zu seiner Wunschliste möge er Beispiele geben (aber nicht ausgefallene Wörter, die eigens erlernt werden müßten), und dann möge er sagen, was von meinen Beispielen gestrichen werden könnte, um Platz zu schaffen für die von ihm gewünschten!

Ein weiterer Irrtum G.s: Er schreibt: „auch die Gleichung *guerre* = *wirre* ist falsch; wie es später heißt *guetter*, vgl. *Wacht*, so muß es heißen *guerre*, vgl. *Wirre*.“ Das wird jeder Leser dahin verstehen, daß ich *guerre* fälschlich mit dem Adjektiv *wirre* gleichgesetzt hätte, statt mit dem Substantiv *Wirre*, und ich selber glaubte einen Augenblick, es sei mir ein Druckfehler (*wirre* statt *Wirre*) unterlaufen. Doch nein: der Druckfehler ist auf Seiten G.s: in unserm Buch (S. 1 unten) steht richtig *Wirre* (und zwar schon im Vorabdruck)[1]). G. kann demnach kaum etwas anderes meinen, als daß er „*guerre* = *Wirre*“ ersetzt haben möchte durch „*guerre*, vgl. *Wirre*“. — Daß englisch *war* nicht aus dem Anglonormannischen stamme bzw. daß es die englische Entsprechung des germanischen *werra* sei, habe ich mit keiner Silbe angedeutet; bei mir steht lediglich „*guerre* = Wirre = engl. *war*“ (und zu „*Wirre*“ die Anmerkung: „Statt der altfränkischen Form geben wir regelmäßig die neuhochdeutsche, statt der altfranzösischen die neufranzösische, wodurch die Gleichungen z. T. weniger überzeugend werden“); daß G., der offenbar lieber geschrieben hätte „*guerre* (engl. *war*) vgl. *Wirre*“, aus meinem Text etwas herausliest, was nicht darinsteht, ist nicht meine Schuld; in einer Französischen Sprachlehre glaubte ich die englische Form erst an letzter Stelle geben zu sollen.

Trotz meiner eben angeführten Anmerkung, wonach ich prinzipiell die neufranzösische Form gebe, schreibt G. weiter: „*Escrimer* ist nicht fränkisch, sondern italienisch; die fränkische Entsprechung ist afrz. (= altfranzösisch!) *escremir*.“ G. wird hoffentlich nicht annehmen, daß ich die altfranzösische Form nicht kenne; wenn doch, so frage er meine Studenten, denen ich bei der Besprechung von Rolandslied v. 112 das Verhältnis von afrz. *escremir* und nfrz. *escrimer* ausführlich darzulegen pflege. Aber ich frage die Männer der Praxis, ob man in einer Schulgrammatik altfranzösische Formen angeben kann. Die Dinge liegen durchaus nicht so einfach, daß man dekretieren könnte: „*escrimer* ist italienisch.“

Ein weiterer Irrtum G.s: er sagt, ich scheine meine etymologischen Belehrungen aus Körting zu schöpfen. Welche Anhaltspunkte hat er dafür? — In Wahrheit stammen alle meine Beispiele für fränkischen Einfluss aus Nyrop, Grammaire historique, Band I § 7

---

[1]) In dem kurzen Referat G.s, der sich „gerne zum wissenschaftlichen Positivismus bekennt“ (Festschrift zum Berliner Neuphilologentag, 1924, S. 35) bemerke ich noch einen anderen nicht belanglosen Druckfehler: in der Angabe des Titels (S. 222 Anmerkung) ist zu lesen „Jahncke“ statt „Jahn“. — Wehe, wenn einem von uns armen „Idealisten“ dergleichen passiert wäre!

(3. Aufl. 1914). Das war auch im Manuskript und in den Korrekturen angegeben (auch die Schrift von Brüch, Der Einfluß der germ. Sprachen auf das Vulgärlatein, 1913, war angeführt) — leider aber hat Herr Geh.-Rat Engwer diese Angabe in letzter Minute gestrichen, weil er in seiner Vorrede (S. VI) die Quellen angeführt hatte. Ich habe jedoch Nyrop nicht etwa kritiklos benutzt, sondern stets an Hand des REW usw. nachgeprüft. Das habe ich in der ursprünglichen Fassung dieser Erwiderung Punkt für Punkt gezeigt. Leider aber verlangte die Redaktion dieser Zeitschrift aus Raummangel Kürzung der Erwiderung auf den halben Umfang; was deshalb hier wegbleiben muß, hoffe ich an anderer Stelle veröffentlichen zu können[1]). Jedenfalls sollte G. gegen die ausführliche Darstellung bei Nyrop polemisieren und nicht gegen mich.

Bei den Bemerkungen über *oi* ist der Irrtum entschieden auf Seiten G.s. G. schreibt: „. . . Oder ist nach Lerchs Auffassung *-ua-* kein Diphthong?“ Allerdings. Aber nicht nur nach Lerchs Auffassung. Auch in der Lautlehre unseres Buches (die von Engwer herrührt) ist *oi* stets durch [wɑ] bezeichnet (S. 16, *Blois*, S. 21 *droit* usw.); Engwer folgt dabei dem ausgezeichneten Manuel phonétique von Nyrop (4. Aufl. 1923), wo *oi* ebenfalls durch [wɑ] transkribiert ist. Der erste Bestandteil [w] wird dort in § 62 als „bilabio-véliaire spirante“ definiert (unter den Konsonanten!), und in § 108 (S. 88) wird, unter Berufung auf Louis Havet, ausdrücklich festgestellt, daß das Französische, so wie es heute in Paris gesprochen wird, keinen Diphthongen besitzt (*l'oie, l'oiseau* usw. spricht nicht dagegen, ebensowenig wie *l'ouest* usw., worin man den gleichen Konsonanten [w] spricht). Doch das sind ja ganz elementare Dinge, und G. ist hier in den Fehler verfallen, über Dinge zu schreiben, die er nicht kennt. Ein Diphthong war *oi* im Afrz., solange der Ton auf dem *o* lag; sobald er auf den zweiten Bestandteil verlegt wurde (etwa im 13. Jahrhundert), wurde der erste konsonantisch oder halbkonsonantisch, und von einem Diphthongen kann man nicht mehr reden (man sprach damals „oé, genauer u̯é“: Meyer-Lübke, Hist. frz. Gr. I² § 83). Da ich bei der Darstellung der Sprachgeschichte von der afrz. Diphthongierung zu sprechen hatte, mußte ich, zur Vermeidung von Irrtümern, dem Schüler auch sagen, daß dieser Diphthong *oi* „durch konsonantische Aussprache des ersten Bestandteils [wɑ] wieder beseitigt“ wurde.

„Der lateinische Ablativus absolutus geht im Französischen nicht unter, dehnt vielmehr seinen Gebrauch noch aus . . .“ — Nun, Adolf Tobler (der die von G. genannte Dissertation von Nehry veranlaßt hat) war anderer Meinung; nach ihm stammen Wendungen wie *La guerre finie, le roi partit* „aus Schule und Kanzlei“ (Verm. Beiträge I³ 119 Anmerkung; vgl. Lerch, Hist. frz. Syntax S. 38). Von einem Weiterleben oder gar einer Ausdehnung des abl. abs. kann man höchstens bei dessen m o d a l e r (besser „komitativer“) Bedeutung sprechen, wenn man nämlich afrz. *jointes ses mains* „mit gefalteten Händen“, *helmes laciez* usw. (Roland 223, 696, 1042, 2015, 2392) als Fortsetzung des lat. abl. abs. betrachtet (solcher Art sind auch neufrz. Konstruktionen wie *tête baissée,*

---

[1]) Wegen „Strippe“ vgl. Baist, ZRP 5, 556, Brüch S. 35 Anmerkung, REW 8299 und Kluge, „Strippe“.

les yeux rouges, in unserer Sprachlehre § 437, worauf G. hinweist). Aber nicht einmal das ist sicher: Brunot (Hist. de la langue fr. II 466) sieht in diesen modalen Wendungen keine Nachbildung oder gar Fortsetzung des lat. abl. abs., sondern „... un simple complément du verbe, complément de manière, qui est à l'accusatif", und auch Nehry betitelt seine Dissertation (die mir wohl bekannt war, wie G. aus meiner Dissertation „Prädikative Partizipia ...", Halle 1912, Beiheft 42 zur ZRP, hätte ersehen können) nicht „Der lat. abl. abs. im Franz.", sondern „Über den Gebrauch des absoluten C a s u s o b l i q u u s ...".

„Was soll heißen: „Analytischer Charakter des Französischen gegenüber dem Lateinischen?" — Daß *au mur* und *j'aime* im Vergleich zu (synthetischem) *muro* und *amo* analytische Formen sind, ist uralter Sprachgebrauch; daß G. noch nie davon gehört zu haben scheint, ist nicht meine Schuld. Daß die Umschreibung der lateinischen Kasus durch Präpositionen (*du mur, au mur*) nötig wurde wegen des Schwundes der Endvokale (*muri, muro* und *murum* fielen zusammen zu *mur*), habe ich allerdings „im Texte behauptet" — aber G. verschweigt, daß in einer dazu gehörigen Anmerkung zu lesen ist: „Auch das Umgekehrte ist möglich: die Gewohnheit, die Kasusbeziehungen durch Präpositionen zu verdeutlichen, begünstigte die flüchtige Aussprache der Endvokale."

Auf die folgenden Ausstellungen G.s gehe ich nicht mehr ein, weil sie diejenigen Teile betreffen, die im wesentlichen von meinem verehrten Mitarbeiter Engwer ausgearbeitet worden sind. Nur ein Punkt sei noch berührt: S. 227 unten: *j'aime à manger des cerises* lasse sich historisch nicht mit Verbindungen wie **des cerises à manger* zusammenbringen. Hier scheint G. meine eingehende, durch zahlreiche afrz. Belege gestützte Besprechung über Kjellman (Literaturblatt XLIII, 106—116) entgangen zu sein, obwohl er sie im Vorwort meiner „Hist. frz. Syntax" (die ihm zugegangen ist) leicht hätte finden können, und ebenso der kurze Auszug daraus, der kürzlich als Beiheft der „Neuphilolog. Arbeitsgemeinschaft" erschienen ist.

G.s Besprechung verkennt völlig den prinzipiellen Unterschied zwischen einer wissenschaftlichen Abhandlung, die alle Aufstellungen ausführlich begründen kann und muß, und einer Schulgrammatik, bei der immer wieder Kürze und noch größere Kürze gefordert wird (wir müssen jetzt sogar nolentes volentes eine „verkürzte Ausgabe" ausarbeiten!). Wer ein solches Werk beurteilen will, der darf daraus, daß etwas fehlt, nicht ohne weiteres schließen, es sei dem Verfasser unbekannt; wenn er in irgendeinem Punkte anderer Meinung ist, so darf er daraus, daß der Verfasser seine abweichende Ansicht nicht begründet, nicht schließen, sie sei u n b e g r ü n d e t. Er darf an eine Schulgrammatik nicht Ansprüche stellen, die er an eine breite wissenschaftliche Darstellung (etwa diejenige Nyrops) n i c h t stellt. Und der Vorwurf „flüchtiger Arbeit" beweist nur, daß G. keine Ahnung hat von der unsäglichen Mühe, die dieses Buch seine Verfasser gekostet hat, von den mündlichen und schriftlichen Diskussionen, auf denen es beruht, und von den immer wieder veränderten Korrekturbogen, die wir gelesen haben.

Pasing vor München. Eugen Lerch.

BESPRECHUNGEN.

Enno Littmann, *Morgenländische Wörter im Deutschen.* Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage nebst einem Anhang über die amerikanischen Wörter. Tübingen 1924. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XII und 161 S.

Enno Littmanns Buch über morgenländische Wörter im Deutschen, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, behandelt auf dem verhältnismäßig kleinen Raum von rund 140 Seiten nahezu 1200 Wörter, die aus den morgenländischen Sprachen zu uns gekommen sind und Zeugnis ablegen für den großen Einfluß, den der Orient in geistiger und materieller Hinsicht auf uns Deutsche ausgeübt hat und immer noch ausübt. Nach einer kurzen vortrefflich geschriebenen Einleitung, in der die Wege beschrieben werden, auf denen diese Wörter zu uns kamen, führt uns der Verfasser die altorientalischen, hebräischen, arabischen, neupersisch-türkischen, indischen, tibetischen, malayischen, chinesischen, japanischen und australischen Wörter vor, die heute als Lehn- oder Fremdwörter lebendige Bestandteile unseres deutschen Sprachschatzes sind. Ja Littmann geht noch über die morgenländischen Sprachen im engeren Sinne hinaus und zieht auch die afrikanischen Sprachen in den Kreis seiner Betrachtungen, und zwar mit der Begründung, daß die Beschäftigung mit den afrikanischen Sprachen sich oft an die orientalische Philologie anschließe und die Beziehungen zwischen Arabern und Afrikanern uralt und ganz besonders seit dem Aufkommen des Islams eng geworden seien. Nicht zum eigentlichen Thema gehört der Anhang, in dem diejenigen Bestandteile des deutschen Wortschatzes behandelt werden, die wir den Indianern Amerikas verdanken, wobei allerdings nicht unerwähnt bleiben darf, daß neuere Forschungen einen Zusammenhang zwischen den Indianern und den Völkern von Ostasien entdeckt zu haben glauben.

Die Behandlung von beinahe 1200 Wörtern auf einem so engen Raume bedingt natürlich eine sehr gedrängte Darstellung. Trotzdem versteht es der Verfasser, nicht nur die sprachliche Seite des Stoffes dem Leser klar vorzuführen, sondern darüber hinaus in flüssigem Stile auch eine Fülle von kulturgeschichtlich höchst beachtenswerten Tatsachen zu bringen. In die verschiedenartigsten Stoff- und Gedankenkreise werden wir eingeführt. Neben Tiernamen wie *Affe, Fasan, Katze* u. a. finden wir Belehrungen über die Zierpflanzen unserer Gärten wie *Rose, Lilie, Crocus, Tulpe,* sowie über die Bedeutung und Herkunft zahlreicher bei uns jetzt einheimischer oder aus der Fremde eingeführter Früchte (*Apfelsinen, Aprikosen, Artischoke, Pfirsich, Zwetsche*). Stoffnamen wie *Atlas, Barchent, Damast* lassen ja noch heute in ihrer Form ausländischen Ursprung erkennen; wir hören aber auch, daß ein so deutsch klingendes Wort wie *Kittel* jedenfalls morgenländischen Ursprungs ist. Ebenso wird es viele Leser überraschen zu erfahren, daß auch das berühmte Karlchen *Mießnick* im „Kladderadatsch" letzten Endes aus dem Morgenlande stammt und mit dem *Miesmacher* und vielen anderen der Gaunersprache angehörigen und dem Hebräischen entstammenden Wörtern wie *beschummeln, dibbern* usw. zusammenzustellen ist. Radieren wir etwas mit dem *Gummi* aus, kaufen wir uns in einer *Drogerie Natron* oder Gewürze wie *Ingwer, Zimt, Pfeffer* oder *Zucker, Lack,* so gebrauchen wir hier überall Bezeichnungen, die uns in die fernsten Länder des Orients führen. Meistens sind die Wörter natürlich nicht unmittelbar aus den morgenländischen Sprachen zu uns gekommen, sondern erst durch mancherlei andere

Sprachen gewandert, ehe sie bei uns Bürgerrecht erwarben. So sieht z. B. das Wort *Schikane* auf eine lange Wanderung zurück und hat auf dem Wege von seinem Ursprungslande bis zu uns auch seine ursprüngliche Bedeutung in ganz eigenartiger Weise verändert. Im Persischen ist tschôgân das „Ballspiel zu Pferde", das man in neuester Zeit Polospiel nennt; daraus wurde im byzantinischen Griechisch das Verbum tzykanizein gebildet. Noch als Bezeichnung eines Spieles wurde das Wort in der Form chicane im älteren Französisch gebraucht; es erhielt wegen der Spielgebräuche seine jetzige Bedeutung, und von den Franzosen ist die Schikane zu den Deutschen gekommen. Liegt hier eine merkwürdige Bedeutungsveränderung vor, so begegnen wir einer dem Uneingeweihten noch schwerer einleuchtenden lautlichen Veränderung in der Geschichte des Wortes *Rose*. Das deutsche Rose und das türkische gül sind ursprünglich dasselbe Wort! Rose geht auf das lateinische *rosa* zurück, dies wieder mit Wandel des d zu s und mit Wechsel des Geschlechtes auf das griechische rhodon. Die ältere Form von rhodon ist jedoch wrodon, und dies ist aus altpersischem wurdo entlehnt. Im Neupersischen wurde das w im Anlaut zu g und altes rd ist dort regelmäßig zu l geworden. Aus dem persischen gul haben die Türken dann ihr gül entlehnt. So ist die Gleichung Rose = gül zustande gekommen.

Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um alle diejenigen, die von der tieferen Bedeutung solcher sprachlich-kulturgeschichtlicher Betrachtungen überzeugt sind, anzuregen, mit dem Buch selbst sich zu beschäftigen. Insbesondere seien neben den Lehrern der deutschen Sprache diejenigen der Geschichte und der Erdkunde auf das Buch hingewiesen. Ja sogar der Chemiker wird auf manches stoßen, was in sein Fach einschlägt. Nicht allein findet er die Erklärung des Namens seiner Wissenschaft, sondern auch Erörterungen über eine ganze Reihe technischer Fachausdrücke wie *Alkali*, *Alkohol*, *Ammoniak*, *Anilin*, *Aludel*, *Alambik*, *Amalgam*, *Bor*, *Borax* usw.

Darmstadt. Karl Bergmann.

Egon Cohn, *Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts.* Studien zur deutschen Bildungsgeschichte. (Germanische Studien, Heft 13), Verlag von Emil Ebering.

Es mag mir vergönnt sein, dieses Buch etwas persönlicher zu behandeln, als es sonst bei wissenschaftlichen Betrachtungen üblich ist. Denn da es nun schon einmal zu den Mängeln der Frau gehören soll, die Dinge „persönlich zu nehmen", will ich von dem Anspruch auf diesen Mangel zu meinen Gunsten Gebrauch machen; — aber, wie ich glaube, auch zugunsten des Verfassers. Denn sobald ich nicht nur sein Werk, sondern auch ihn durch das Medium seines Werkes ansehe, wird mir klar, daß er — deutlicher, als es sonst sichtbar zu sein pflegt —, in zwei Persönlichkeiten zerfällt, eine menschliche und eine wissenschaftliche, die einander ein wenig beengen.

Das menschliche Wesen ist sehr sympathisch: bescheiden, darauf bedacht, fremdes Verdienst nicht zu übersehen und allen Mitstrebenden Gerechtigkeit zu erweisen. Das zeigen Vorrede, Anmerkungen und Schlußzitat seines Buches.

Diese sympathische Persönlichkeit wirkt recht eigentümlich auf die Form und durch diese auch auf den Inhalt seiner wissenschaftlichen Leistung ein. Das sieht man sogar an einer Nebeneinanderstellung der Zitate: Epilog zum „irrenden Ritter", Theodor Fontanes Briefe, Bacon, Nietzsche, Goethe, Wieland, Schopenhauer, La Bruyère, Tolstoi, Isolde Kurz, Herder, Kellers Briefe, Vischer,

St. Pierre und Verlaine; denn das alles findet sich hier, um seine Behauptungen zu stützen; manchmal auch zur Parallelisierung von Dingen, die wenig miteinander zu tun haben. Das soll keinen absoluten Tadel bedeuten: gewiß kann man gelegentlich durch Nebeneinanderstellung verschiedenster Zeitalter und verschiedenster Menschen zu überraschenden Ergebnissen kommen. Hier aber ist das nicht gelungen, sondern der Autor zerstört dadurch die gedankliche und zeitliche Einheit seines Stoffes, verwirrt und raubt die Stimmung, deren jedes historische Werk zur Einführung seiner Leser besonders bedarf. Daneben bedauert man, daß er alles sagen will, was er weiß und die Kunst der Andeutung — auch in einem wissenschaftlichen Werke wichtig — nicht versteht.

Kein Wunder, daß dieses Zuviel eine gewisse Verschwommenheit hervorgerufen hat, die derzeit noch zum Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit gehört und ihren Ursprung in seiner menschlichen hat. Wenn man die Disposition seiner Arbeit unter Benutzung der Kapitelüberschriften mühsam zusammengestellt hat, bemerkt man, daß sie logisch nicht ganz klappt, Inkongruenzen und Sprünge aufweist.

Ein Buch wie dieses, welches aus den geistigen Grundlagen des galanten Romans die Gesellschaftsideale herausgreift, unter ihnen die religiösen, wissenschaftlichen und staatlichen fixiert und den Vorstellungen des 17. Jahrhunderts vom Idealmenschen unterlegt, um diesen im Gewand des Heiligen, des Weisen und des Helden zu zeigen, könnte sehr Wichtiges für die Geschichte des Romanes leisten. Ich glaube, sobald der Verfasser nicht mehr ängstlich tastet, sondern zu ordnen, zu klären, zu verdichten und zu gestalten weiß, wird auf der Grundlage seiner jetzigen Arbeit eine solche neue wichtige Arbeit entstehen.

Wien. Christine Touaillon.

ANNA SIEMSEN: *Literarische Streifzüge durch die Entwicklung der europäischen Gesellschaft.* Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei, Jena 1925, 285 Seiten. Preis 6.— Mk.

Die Verfasserin, eine in sozialistischen Kreisen bestbekannte Pädagogin, will mit diesem Buche zweierlei: 1. einen durchgehend politischen Gesichtspunkt betonen, was ihr auch sicher gelingt; und 2. eine erste Einführung in diese literarisch-politischen Probleme für die breiten Massen und für die Jugend geben. Das Buch ist bewußt nicht systematisch, sondern nur in der Art einer ganz persönlichen Anregung gehalten, die dank dem individuellen Stil der Verfasserin eine höchst lebendige wird. Es ist dabei klar, daß die Strahlen des Gesichtswinkels, unter dem die Verfasserin die Literatur betrachten will, so manches Werk, aber leider auch ganze Kulturperioden nur tangential berühren können, ohne das wirkliche Zentrum auch nur ahnen zu lassen. Man könnte befürchten, daß manches Kostbare für den naiven Leser, für den es doch gedacht ist, dadurch auf immer verschüttet werden könnte. Wenn die Autorin die ritterliche Dichtung des Mittelalters als müßige Abenteurerphantastereien verwirft und das hochwertige Ideal, das sich in dieser Dichtung ausdrückt, mit keinem Worte würdigt, so muß man unwillkürlich den Vergleich ziehen mit ihrer eigenen Bewunderung für den Proletarier Jack London, dessen Werke gewiß so sehr die Form von Abenteurerromanen haben, daß der Großteil der Leser gar nicht auf den Gedanken kommt, sozialistische Ideale in ihm

aufzuspüren. Hier ist die Tendenz gar zu scharf durchgeführt. Dante und Franziscus, Wolfram und Wagner werden so leicht und oberflächlich abgespeist, daß es besser wäre, man hätte ganz von ihnen geschwiegen. Und hat die Verfasserin in der sonst sehr schön durchgeführten Analyse des Don Quixote ganz recht, wenn sie ihn nur als Satire auf das überlebte Rittertum auffaßt? Ist nicht, tiefer verborgen, aber darum nicht weniger bitter, die Verzweiflung über die philiströse, nur an Materiellem hängende Gegenwart ein Hauptelement dieses Meisterwerkes? Von hier aus betrachtet, wirkt so manches Kapitel fast mehr wie eine Problemstellung für den gebildeten Leser, als wie eine Einführung für den gläubigen Neuling. Desto mehr vermag aber die Verfasserin dort zu geben, wo sie sich in der Idee mit dem Künstler eins fühlt und uns das Bild des Schöpfers und seines Werkes mit großer Lebendigkeit und Innerlichkeit zu vermitteln weiß. Ihre Worte über die irischen Satiriker, über Balzac, Raabe, Büchner, Walt Whitman, Charles-Louis Philippe und manchen anderen zeugen von so viel feinem Verständnis, von so tiefem Eingehen auf die Individualität der Künstler, daß sie wie eigenwillige aber wertvolle Porträts dieser Persönlichkeiten anmuten. Besonders hervorzuheben ist auch der scharfe Unterschied, den die Verfasserin macht zwischen der Bedeutung der russischen Literatur für den Russen und für Westeuropäer. Es ist ihr hier gelungen, an ein tiefes Problem zu rühren, vor dem man in Europa gern die Augen schließt: Ob ein spontanes und ungetrübtes Verständnis der russischen Seele für den Nichtrussen möglich ist. Die Verfasserin verneint dies und versteht so eine Distanz zu wahren, die ihrer Schilderung der Wirkung russischer Schriftsteller auf das europäische Gemüt nur förderlich ist. So enthält dieses Buch überall dort, wo es bejahend ist, wertvolle Darstellungen, die besonders durch ihre Lebendigkeit ganz dazu angetan sind, Interesse und Begeisterung zu wecken.

Julius Schmidt, *Moderne französische Lyrik.* Französische und englische Schulbibliothek. Rengersche Buchhandlg., Leipzig 1925.

Die so reiche moderne französische Lyrik zunächst in einer Auswahl dem Schüler zugänglich zu machen, kommt einem sehr tiefen Bedürfnis entgegen. Natürlich kann die vorliegende Auswahl nicht als eine endgültige angesehen werden. Mancher wird sich vielleicht wundern, Namen wie Depont, Haraucourt, Malteste hier angeführt zu sehen, von Bataille drei Gedichte und von Jammes nur eines zu finden (das Verhältnis sollte zum mindesten umgekehrt sein). Aber das Urteil über die Moderne ist noch lange nicht abgeschlossen, und es ist schon ein großes Verdienst, wenn eine im allgemeinen so glückliche Auswahl wie die vorliegende zustandegekommen ist. Wertvoll sind auch die Anmerkungen des Herausgebers, sowie die kurzen Lebensdaten und bibliographischen Notizen. Sie werden jedem, der durch diese Gedichte angeregt wird (und deren werden sicher viele sein) eine wichtige Anleitung für die Vertiefung sein.

Paul Wollmann, *Textproben aus dem Gebiete der französischen Romantik.* Westermanntexte. Georg Westermann, Braunschweig.

Dieses Büchlein, das als erste Einführung in die französische Romantik gedacht ist, bringt kurze, gut gewählte Proben aus Chateaubriand, Lamartine, V. Hugo, Vigny und Musset. Der Herausgeber trägt durch seine knappen Darstellungen der einzelnen Dichter-

persönlichkeiten dazu bei, das Verständnis des Anfängers zu vertiefen und vermag durch seine wiederholten Vergleiche einen Begriff von der Vielgestaltigkeit des romantischen Wesens zu vermitteln. Durch das angeschlossene Wörterbuch wird auch dem weniger Geübten die Lektüre möglich gemacht.

Wien. Elena Dabcovich.

LEHRBÜCHER DER ENGLISCHEN HANDELSSPRACHE.

1 Karl Brunner, *English Commercial Correspondence. A Handbook for Students.* Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1922. 186 S. mit 2 Beilagen.

2. Dr. Alfred Bernhard, *Praktische Englische Handelskorrespondenz.* Max Kellerers Verlag, München. 1922. 46 S.

3. Dr. R. Rössger und Dr. P. Jäger, *Die Welthandelssprachen durch Selbstunterricht, Englisch*: I. "*On Board*" 123 S. — II. "*In Auld Reekie*", 127 S. — III. "*At the Office*", 127 S. — IV. "*Land and People*", 127 S. — G. A. Glöckner, Leipzig 1922.

4. Ernst Brandenburg, *Commercial Synonyms.* Kleine englische Handelssynonymik. G. A. Glöckner, Leipzig, 1919. 216 S.

1. Das Buch gibt eine Sammlung von Musterstücken für alle Teile des Geschäftslebens mit kurzen einführenden Bemerkungen. Nicht immer ist gerade das beste Englisch in dem ohnehin verrufenen Kaufmannsenglisch vertreten, und da man sich auch in England gegen dessen Auswüchse wendet, hätte ich zu Auffälligem wie "suitings at exceptionable low prices" u. a. m. doch ein Rufzeichen gesetzt. Daß die angegebene Form von Geschäftsbriefen u. dgl. heute nicht immer streng beachtet wird, darauf dürfte der Benutzer des tüchtigen Buches selbst kommen; warum ist übrigens im Buche selbst der Briefkörper nicht "exactly under the comma (or colon) put behind the salutation" gesetzt?

2. In dieser Einführung soll nur das Wesentliche des üblichen Handelsbriefverkehrs klar hervorgehoben werden. Auf 48 Abschnitte mit Proben der wichtigsten Geschäftsstücke folgen Erläuterungen und Übungen, die für das erste Einarbeiten in dieses Gebiet vollkommen ausreichen.

3. Diese Selbstunterrichtsmethode ist stofflich nicht übel aufgebaut. Ein junger Kaufmann fährt nach Schottland (Teil I), sucht dort eine Stellung (II), und wird im Geschäft in die englische Handelskorrespondenz (Teil III) eingearbeitet. Teil IV bringt Schilderungen aus der englischen Volkswirtschaft, dem englischen Texte ist eine Übersetzung gegenübergestellt. Die methodische Durchführung könnte bedeutend besser sein: Die Erklärung der englischen Laute, deren Bezeichnung unnötig verwickelt ist, dürfte nicht (æ) dem ä in d. „Blätter" gleichsetzen, (ð) und (þ) sind weit auseinandergerissen, noch im zweiten Teile sind Kurzformen, z. B. von "have, of, and, there are" (II/99) unbekannt. Ich halte es für unzweckmäßig, den Fragen nach dem Text gleich englische (I, 15, 20, 26) oder deutsch gefaßte Antworten (I, 14, 18, 24, usw.) beizufügen.

4. Unter deutschen Stichwörtern sind nach NED, COD, Webster, Muret, Eitzen die Synonyma der Handelssprache behandelt, mit ausführlichen Beispielen (so nimmt Probe: "sample, pattern, specimen" 2 ½ Seiten ein) und guten Registern. Ich vermisse nur eine häufigere Erwähnung des vielfach abweichenden *amerikanischen* Sprachgebrauchs: "assurance = life insurance" ist drüben weniger üblich; "broker = dealer in securities"; "drummer = bagman" (fehlt unter

Reisender); "huckster amer. = costermonger"; bei "to loan" ist das nötige bemerkt (= leihen); amer. "package = parcel"; "tax am. = rate" ist erwähnt; zu „Anbot" gehört amer. "bid = tender"; "tradesman" (vgl. das Dickenszitat aus den American Notes) ist nun auch in Amerika üblich geworden. Das Buch ist durch seine reichhaltige Belegsammlung, die scharfe Scheidung der Bedeutung und die Menge der behandelten Synonyme eine vortreffliche Ergänzung jedes Wörterbuchs.

F. Rentsch, *Talks about English Life.* Achte, verbesserte Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1923. 308 S.

Die letzte Auflage dieses bekannten Gesprächsbuches ist von Lucie Hermann sorgfältig durchgesehen worden; die Interpunktion ist gebessert; Kleinigkeiten sind im Text geändert und Beschreibungen der Kartenspiele Whist und Bridge neu beigegeben; gelegentlich finden sich noch Druckfehler, so S. 87 und 98. Zu S. 117 erwähne ich, daß die Londoner Postbezirke seit dem Kriege weiter unterteilt sind, man schreibt also für Museum Street W. C. 1, für Bedford Street W. C. 2. Die Abkürzung D. L. für "Doctor of Law" ist dem COD unbekannt, der Doktor der Rechte ist L.L.D., der Doktor des kanonischen Rechts D.C.L. (Wendt, England², 293). Stärkere Aufnahme neuerer Ausdrücke wäre wünschenswert; so ist der "carry-all" ein nach dem Kriege aufgekommenes Gepäckstück; "mid-day dinners" haben sich als Anpassung an kontinentalen Brauch und wohl auch an die Teuerung der Nachkriegszeit, die auch in England überall zur Einschränkung zwingt, eingestellt, etwa mit dem Speisezettel: "Hot Roast Beef, Vegetables and Potatoes, Fruit Tart and Custard, Rolls and Butter, Cheese (Price 3/3)".

Graz. Fritz Karpf.

Maximilian J. Rudwin, *A Historical and Bibliographical Survey of the German Religious Drama.* Pittsburgh 1924. (*University of Pittsburgh Studies in Language and Literature.*)

Mit einiger Verwunderung empfängt die europäische Philologie aus den Händen eines Nordamerikaners eine Bibliographie des mittelalterlichen und neuzeitlichen religiösen Volkssschauspiels deutscher Zunge. Mit einiger Verwunderung — denn so hoch wir Arbeitslust und Geschick der überseeischen Kollegen einschätzen, so muß uns doch der Reichtum der dortigen Bibliotheken (diese aber haben fast ausschließlich dem Vert. sein Material geliefert) überraschen, zumal auf einem Gebiet wie das seinige. Durch Rudwins Arbeit sind die ohnehin nicht eben zahlreichen älteren Verzeichnisse (Goedecke; Grundriß der germ. Philologie u. a.) weit überholt, und man kann nun mit seiner Hilfe schnell und bequem sowohl von stofflichen, örtlichen, zeitlichen Gesichtspunkten als auch nach dem Namen des Autors die Texte des deutschen geistlichen Volksdramas wie die Literatur über sie, z.B. auch die sehr ausgiebige über Oberammergau, ermitteln. Ganz ohne Versehen ist es auf den beinahe 300 Seiten und den Tausenden von Titeln nicht abgegangen; aber dieser wohl unvermeidliche Fehlerkoeffizient vermindert das Verdienst Rudwins, eines auf dem Gebiet des mittelalterlichen Spiels schon eine gute Weile forschend und darstellend tätigen Gelehrten, durchaus nicht. Das Werk ist auch für des Englischen Unkundige ohne weiteres zu benutzen und kann in seiner wohlüberlegten Anlage, die mit allen Möglichkeiten der Benützung, mit den Bedürfnissen des Studenten sowohl wie des Fachmanns rechnet, zukünftigen ähnlichen Arbeiten

als Muster dienen. Schade, daß die neueste Darstellung des betr. Gebiets (durch Friedrich Michael, in dem von mir herausg. „Deutschen Drama“, München, C. H. Beck 1925) sich dieses vortrefflichen Behelfs nicht mehr bedienen konnte.

Wien. Robert F. Arnold.

ZWEI BÜCHER ÜBER DEN FRANZÖSISCHEN ROMAN.

Albert Thibaudet, *Le Liseur de Romans*. Paris, Crès et Cie., 1925. 34 und 238 S. — Georges Duhamel, *Essai sur le Roman*. Paris, Marcelle Lesage, 1925. 134 S. Luxusausgabe.

Das Buch von Thibaudet ist eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, wovon die letzteren fast alle schon in einer Zeitschrift erschienen sind. Als Einleitung dient eine ausgezeichnete Skizze über Entstehung und Wesen des Romans, der hier, was selten geschieht, von dem Standpunkt des Publikums aus betrachtet wird. Die beiden Gattungen des mittelalterlichen Epos, sagt T., setzen ein zweifaches Publikum voraus: die „chanson de geste“, die Erzählung kriegerischer Abenteuer, ist für ein männliches Publikum, nämlich für die Pilgerzüge, und der von Liebesabenteuern handelnde roman épique ist für ein weibliches Publikum entstanden. Der roman épique ist also die Urform des modernen Romans, zum mindesten des französischen Romans. Der die Frau verherrlichenden Literatur tritt zwar in den Fabliaux eine antifeministische Literatur gegenüber, aber die Frau bleibt im Mittelpunkt des Interesses, ob der Autor für oder gegen sie Partei ergreift: «Le roman, c'est le genre où la femme existe, où le monde tourne autour d'elle, où l'on se passionne pour elle ou contre elle» (S. XIII). Dem ersten modernen Roman, dem «contre-roman» Don Quijote, dem Roman eines Romanlesers, stellt T. als französisches Gegenstück den Roman der Romanleserin Bovary gegenüber. Es folgt eine launige und geistreiche Klassifizierung der Romanleser, wozu erlaubt sei, folgenden Gedanken beizutragen. Die Pyramide der heutigen Romanleser ist nicht bloß ästhetisch, sondern zugleich auch historisch abgestuft. Wenn der hochkultivierte Leser von heute in dem Roman ein Bild des Lebens sieht, das ihm ermöglicht, das Leben zu verstehen, es intellektuell zu fassen, zu beherrschen, so wendet sich das mittelalterliche Epos an die Phantasie, der es ein Bild des Lebens vorhält, wie ein jugendliches Volk es ersehnt. Nun, die Geistesverfassung des mittelalterlichen Publikums ist auch die der heutigen männlichen Jugend, wenn sie die Abenteuerromane etwa von Karl May verschlingt, und die der Mädchen und Frauen des Volkes, die über der Lektüre der in „Sehnsucht“ und „Edelmut“ zerfließenden Romane von Courths-Mahler schwärmen. In den folgenden Aufsätzen werden im Anschluß an die Besprechung aktueller Bücher wichtige Probleme der Form und des Themas erörtert. T. sucht dabei geschichtliche Zusammenhänge aufzuzeigen: wertvolle Ergebnisse sind z. B. die Einteilung des Romans des 19. Jahrhunderts mit Hilfe der Antithese Wille und Schicksal auf S. 145—47 sowie der Überblick über das wechselnde Verhältnis der Literatur zu dem Problem der énergie nationale in der Zeit von 1890 bis zur Gegenwart auf S. 198—203 (ein Überblick, den keiner besser geben kann als der Verfasser der «Trente ans de vie française»). Wichtiger als die historische Betrachtung ist dem Verfasser, ebenso wie in seinem Buch über Mallarmé, die Einordnung der analysierten Werke in ein (nur im Umriß erscheinendes) System der Ästhetik, hier der Ästhetik des Romans. Als echt französischer Kritiker bewegt er

sich dabei auf Grenzgebieten, um die Gattung und ihre Möglichkeiten genau zu „definieren“: im Fall Bourget («Réflexions sur le roman», «La composition dans le roman») sucht er das Wesen des Romans gegen Rhetorik und Drama abzugrenzen, wobei er zu dem wichtigen Schluß kommt, daß eine „Komposition“ im Sinne der Gliederung einer Rede oder der Schürzung eines dramatischen Knotens mit dem Wesen des Romans unvereinbar ist; in anderen Aufsätzen prüft er nach, ob dieser oder jener Vorwurf der Behandlung im Roman zugänglich ist: z. B. das Erwachen des Intellekts im Jüngling («Réflexions sur le roman»), die innere Entwicklung des Genies («Le roman de l'intellectuel»). Er sucht auch den französischen Roman gegen den fremder Literaturen abzugrenzen: gegen den englischen Abenteuerroman («Le roman de l'aventure»), gegen den russischen Roman («Le roman domestique»). Wenn er in «Le roman de l'intellectuel» nachweisen will, daß es unmöglich ist, den Roman des Genies zu schreiben, zieht er unbewußt eine Grenze zwischen der französischen und der deutschen Literatur; denn in E. T. A. Hoffmanns „Kater Murr“ ist längst verwirklicht, was der Franzose seinen Landsleuten verbieten will. Schließlich seien noch einige ausgezeichnete Einzelanalysen angeführt: von Taines «Etienne Mayran», von Constants «Adolphe» und von Estauniés «Appel de la Route». Gelegentlich fallen wertvolle Bemerkungen über Bourget und die «Madame Bovary» ab. Es erübrigt sich, von dem Stil dieser Aufsätze Gutes zu sagen. Das ebenso inhaltsreiche wie anspruchslos aussehende Buch zeigt T. von seiner besten Seite: als den großen Repräsentanten der französischen Literaturpsychologie, als der er bereits europäischen Ruf hat.

Dem Buch des Literarhistorikers sei das Buch des Romanschriftstellers über das gleiche Thema gegenübergestellt. Wenn Thibaudet Beiträge zur Literaturästhetik und -geschichte liefern will, ist es Duhamel naturgemäß darum zu tun, sich über sein eigenes Schaffen klar zu werden, wobei auch wertvolle Gedanken für die Literaturgeschichte abfallen Er sucht zunächst darzutun, welchen Platz der Roman unter den anderen Gattungen hat und welche Stellung der Romanschriftsteller in der Gesellschaft hat oder haben sollte. Diese zweite Frage gibt D. Gelegenheit, das der Romantik entstammende l'art pour l'art-Prinzip als gefährlich zu bekämpfen; ein Kunstwerk soll nicht der Kunst, sondern dem Leben dienen und auch danach beurteilt werden, es soll uns helfen bewußt zu leben: «Quand je dis que l'art est utile, suprêmement utile, j'entends qu'il sert à vivre» (S. 27). «C'est en fonction de la vie qu'il nous faut juger les livres auxquels nous donnons notre attention» (S. 48). D. hätte freilich nicht nötig um dieser Anschauung willen den Artismus in den Bann zu tun; das beweist nur, daß er das Religiöse, das Kunstpriesterliche, das sich in dieser lebensfeindlichen Doktrin und Haltung ausdrückt, nicht versteht. Der Verfasser wirft nun die Frage auf, wie ein guter Roman beschaffen sein muß. Er muß nicht nur unterhalten, sondern vor allem unser eigenes Schicksal interessieren, d. h. er muß psychologisch sein. Das psychologische Interesse des humanitären Autors gehört in erster Linie dem allgemein Menschlichen: «Ce qu'ils (die heutigen Schriftsteller) recherchent, ce ne sont pas les signes distinctifs des catégories, mais, au contraire, ce par quoi l'humanité, dans sa diversité apparente, est identique et continue» (S. 58f.). Sehr wertvoll ist die Auseinandersetzung mit der naturalistischen Methode der „Dokumentierung“, die als oberflächlich verworfen wird: nicht das mehr

oder weniger gründliche (oder flüchtige) Studium eines dem Schriftsteller unbekannten Milieus, sondern die durch das eigene Erleben und Leben mit den Dingen gewonnene Kenntnis befähigt zur Erfassung des Wesentlichen, der „Seele der Dinge". Diese Kritik trifft tatsächlich die schwächste Seite des programmatischen Naturalismus, d. i. Zolas (s. bes. S. 84f. und 112f.). Höher als die „Dokumentierung" steht die Intuition: «. . . l'intuition prime parfois le document, mais elle ne prime pas la connaissance» (S. 75). Es folgt ein interessanter Vergleich zwischen einerseits der romanischen und andererseits der nordischen und russischen Psychologie: die romanische ist «une sorte de géometrie rectiligne» (S. 87), die andere rechnet mit den «'impondérables' qui, en maintes occasions, déjouent les calculs d'un déterminisme trop rigoureux et trop rigide» (S. 92f.). Die französische Literatur soll sich von den ausländischen Literaturen anregen lassen und nicht, wie die Traditionalisten wollen, sich abschließen und dadurch verarmen. Ein geschichtlicher Überblick soll nun beweisen, daß der Roman, abgesehen von der romantischen Periode, sich völlig unabhängig von den andern Gattungen entwickelt hat. D. hat recht hinsichtlich der äußeren Beziehungen, es gibt aber Zusammenhänge anderer, innerer Art, insofern als in der gesamten Literatur einer Periode, und nicht nur in der Literatur allein, sich stets der gleiche Geist offenbart: die Verwandtschaft zwischen der positivistischen Philosophie, dem realistischen Roman und der parnassischen Lyrik ist schon beinahe ein Schulbeispiel. Wie steht es mit dem Roman der Gegenwart? Sein gemeinsames Merkmal ist nach D. sein „Spiritualismus", d. h. er ist eine Synthese des romantischen Suchens nach dem Seelischen und der realistischen Erforschung der materiellen Wirklichkeit: «. . . s'il faut une formule, elle sera celle-ci: le réel en fonction de l'âme» (S. 118). Man braucht nur einen flüchtigen Blick etwa in die Romane von Proust und Radiguet, bedeutenden Vertretern zweier Generationen, zu werfen, um diese Behauptung, hier wenigstens, bestätigt zu finden. Hat aber nicht schon das 19. Jahrhundert Werke hervorgebracht, die dieser Formel gerecht werden? Der Verfasser des «Coeur simple» wäre danach ein ganz moderner Autor. Der von D. formulierte Spiritualismus unterscheidet sich übrigens nicht allzu sehr von dem im 1. Kapitel von «Là-Bas» bereits proklamierten Kunstideal. Den Schluß bildet ein dürftiger nicht einmal orientierender Überblick über die gegenwärtigen Romanschriftsteller. Um den Gesamteindruck des Buches zu resümieren: D.'s Anschauungen interessieren weniger hinsichtlich der andern Romanschriftsteller als hinsichtlich seiner selbst. Die Sprache: von äußerster Einfachheit, Klarheit und Reinheit, und die Ausstattung: papier d'Arches, große künstlerische Lettern, violette Initialen, sauberer Druck, was bei einem französischen Buch keine Selbstverständlichkeit ist, machen die Lektüre zu einem Genuß.

Würzburg. Franz Rauhut.

Perrault, *Contes de fées. Avec Marques de prononciation et conjugateur mécanique* par Louis Tesson. [Méthode naturelle et rationelle. Série universelle]. Halle (Saale), Karras, Kröber & Nietschmann o. J. XI, 64 u. 12 S.

Das Besondere dieser Ausgabe liegt nicht in dem Text — wer kennte diese Märchen nicht! — sondern in der Art des Drucks. Darin nämlich besteht die „Natürliche und vernünftige Methode" des Herausgebers, daß er ohne Zuhilfenahme phonetischer Umschriften,

allein durch die Verwendung verschiedener Lettern (Kursivdruck für nicht gesprochene Schriftzeichen, Fettdruck für die vom Schriftbild abweichende Aussprache, vgl. S. 56) die Aussprache lehren will. Auch die Bindung ist aus dem Druck zu erkennen; aber nur die allgemein üblichen Bindungen sind berücksichtigt, alle übrigen Fälle sind in das Belieben des Lehrers gestellt. Der Herausgeber weiß zwar, daß es verschiedene Aussprachen (eine leichtere, feierlichere usw.) gibt, und daß es darum unmöglich ist, alle Ausspracheartcn eines Wortes oder eines Satzes in einem Texte durch den Druck genau festzulegen. Wie sehr er jedoch die Macht des Schriftbildes überschätzt, und wie wenig er von dem wahren Wesen der Sprache eine rechte Vorstellung hat, das zeigen die folgenden Worte: „L'idéal serai**t** d'arrive*r* à unifie*r* la prononciation. Pour le réalise*r*, le moyen pratiq*ue* serai*t* de donne*r* à toute*s* les école*s* de*s* livre*s* masq*u*ant une prononciation adoptée par les autorité*s* compétente*s*. Cela se f*e*ra q*u*and on le voudra sérieusemen*t*» (IX). Dieses Zitat diene gleichzeitig als Beispiel des drucktechnischen — hygienisch u. E. nicht unbedenklichen — Hilfsmittels, durch das Tesson die Aufmerksamkeit des Schülers auf die Abweichungen der Aussprache vom Schriftbilde hinlenken will. In Frankreich und in jedem anderen Land könnten die so gedruckten Texte Verwendung finden; für den Ausländer bildeten sie brauchbare Übersetzungs- und Gesprächsstoffe. Als eine ganz neue „suggestion" schlägt T. schließlich noch folgendes Verfahren vor: «Le professeur donne oralement la traduction d'un passage avec toutes les explications utiles, pendant que les élèves le suivent sur leurs livres et prennent des notes rapides. A la prochaine leçon, les élèves remettent au professeur un résumé en français, sinon une traduction complète de ce passage, qui, de plus, devient le sujet d'une conversation. Ainsi le professeur peut s'assurer doublement que la leçon a été étudiée». Kühne Versprechungen, wie sie bei den Grammatikern des 17./18. Jahrhunderts an der Tagesordnung waren!

Von dem Conjugateur mécanique mit seinen verwirrenden Hieroglyphen möchte ich lieber schweigen. Nicht Mechanisierung des Geistes, sondern so früh wie möglich freie Selbsttätigkeit muß das Ziel des Unterrichts sein.

Alzey (Rheinhessen). Albert Streuber.

Tobler-Lommatzsch, *Altfranzösisches Wörterbuch*, Erster Band, A—B. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1925.

Von diesem Wörterbuch, dessen erste Lieferungen hier angezeigt wurden (XXV, S. 570; XXVIII, S. 184) liegt nunmehr, in 8 Lieferungen, der erste Band abgeschlossen vor. Wer diesen stattlichen Band durchblättert und benutzt, muß der entsagungsvoll-hingebenden Arbeit, mit der Lommatzsch das nachgelassene Werk seines Meisters bearbeitet hat, dankbarste Anerkennung zollen. Toblers Gewissenhaftigkeit hatte ein unendlich reiches Material, nur teilweise geordnet, hinterlassen, das durch mühsame Ordnung und Verbesserung erst gebrauchsfähig gemacht werden mußte. Die Übernahme dieser Aufgabe bedeutet die Einspannung fast der gesamten Arbeitskraft eines Gelehrten in den Dienst des Unternehmens einer anderen Persönlichkeit. Aber dieser andere ist der verehrte Lehrer, und mit der Übernahme und Weiterführung seines Werkes wächst der Schüler an der Leistung des Lehrers und stellt sich neben ihn, indem er aus dem Torso ein lebendiges Ganzes macht. So trägt das Wörterbuch denn mit Recht den Titel Tobler-Lommatzsch als Symbol des In-

einanderwachsens von Lehrer und Schüler zur Vollendung des nun gemeinsamen Werkes. Das Wörterbuch will als eine Materialsammlung betrachtet sein, die Aufschluß gibt über die syntaktische und stilistische Verwendung der Wörter der französischen Sprache vom 11.—14. Jahrhundert. Eine Sammlung, die nicht erschöpfend sein kann, deren Anlage aber vorbildlich ist und in die hinein jeder, dem es um die Begründung einer wissenschaftlichen Stilgeschichte des Altfranzösischen und damit des Französischen überhaupt, zu tun ist, seine eigenen Beobachtungen einfügen kann. Die Studien über Wortbedeutung und die stilistische Verwendung der Wörter können nur mit Hilfe ausgedehnter Materialsammlungen gefördert werden; dieses Wörterbuch erschließt neues Material und ordnet es nach logisch-grammatischen Gesichtspunkten. Es gibt dem Forscher nicht Auskunft über alle Probleme, die sich an Aufkommen, Verbreitung, individuelle und allgemeine Verwendung der Wörter knüpfen, aber es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Beantwortung solcher Fragen. Es gibt alles, was ein derartig angelegtes Wörterbuch geben kann. Es ist dringend zu wünschen, daß die folgenden Bände in möglichst rascher Aufeinanderfolge erscheinen, und wir wünschen dem Herausgeber die nötige Muße und Kraft zur glatten Weiterführung seiner Arbeit bis zur letzten Vollendung.

Wien. Walther Küchler.

FERIENKURSUS IN DUBLIN.

In der Zeit vom 3. bis 28. August veranstaltet das University College Dublin einen Ferienkursus für Ausländer. Der Kursus ist gedacht in erster Linie für gegenwärtige und zukünftige Angehörige des Lehrerberufes. Es sind vorgesehen Vorlesungen über Irland, das vom literarischen, historischen, archäologischen, wirtschaftlichen und kunsthistorischen Standpunkte aus behandelt werden wird, über allgemeine Geschichte und Literaturgeschichte. Auch Fragen des Völkerbundes sollen von namhaften irischen Gelehrten erörtert werden. Nähere Auskunft über den Kursus erteilt das University College Dublin, soweit möglich auch das Englische Seminar der Universität Berlin.

Prof. Dr. Dibelius.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.